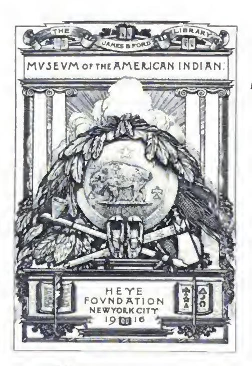

THE
JAMES B FORD
LIBRARY
MVSEVM OF THE AMERICAN INDIAN
HEYE
FOVNDATION
NEW YORK CITY
1916



Internationaler

Amerikanisten-Kongress

Sechzehnte Tagung

Wien 1908

Beilage:

Dr. Hugo Gensch

Die Erziehung eines Indianerkindes.

Die

Erziehung eines Indianerkindes.

Praktischer Beitrag

zur

Lösung der südamerikanischen Indianerfrage

von

Dr. med. **Hugo Gensch,** prakt. Arzt,

Blumenau, Sa. Catharina, Brasilien.

Gewidmet dem Andenken des
ehrlichen, selbstlosen, kühnen Freundes der brasilianischen Indianer:
Couto Magalhães.

Berlin.

Druck von Gebr. Unger, Bernburger Str. 30.

1908.

„Coitados! elles não tem historiadores; os que lhes escrevem a historia ou são aquelles que, a pretexto de religião e civilisação, querem viver á custa de seu suor, reducir suas mulheres e filhas á concubinas; ou são os que os encontram degradados por um systema de catechese, que, com mui raras e honrosas excepções, é inspirada pelos moveis de ganancia ou de libertinagem hypocrita, e que dá em resultado uma especie de escravidão que, fosse qual fosse a raça, havia forçosamente de produzir a preguiça, a ignorancia, a embriaguez, a devassidão e mais vicios que infelizmente acompanham o homem quando se degrada.

Os escravos dos gregos e romanos eram de raça branca, e não sei que a historia tenha conservado noticia de gente peior.“

Couto de Magalhães: „O Selvagem“, pag. 189.

Herr Karl von den Steinen, der Blumenau besucht hat, sagt,[1]) indem er über seine vorübergehende Anwesenheit in unserem Staate spricht, folgendes:

„Wenige Tagereisen von den Kolonien sind in den sogenannten „Bugres“, die, wenn sie auch zu den Ges-Stämmen gehören, leider mit Unrecht als „Botokuden“ bezeichnet zu werden pflegen, noch ansehnliche Reste der indianischen Bevölkerung vorhanden. Sie bedürfen dringend der Untersuchung. Alljährlich fällt eine Anzahl dieser armen Teufel den Büchsen vorgeschobener Kolonistenposten, besonders der Italiener, zum Opfer. Im Regierungsgebäude von Desterro traf ich mit einem biederen Alten von der „Serra“ zusammen, der dort, wie ich selbst, irgend ein Anliegen hatte, und benutzte die Gelegenheit, mich zu erkundigen, ob er mir vielleicht Indianerschädel verschaffen könne. Der gute Greis, der mich für einen höheren Beamten zu halten schien sah mich zu meinem Befremden misstrauisch an und erwiderte nach einigem Zögern: „Die Schädel kann ich Ihnen schon besorgen, aber ich muss dann erst mit meinen Nachbarn sprechen, ob sie dabei sind.“ Das liess tief blicken.

In zwei Monaten wäre es uns vielleicht geglückt, in freundlichere und nützlichere Beziehungen zu den Bugres zu treten. Aber usw. usw.“

Soweit Herr von den Steinen:

Ich bin nun in der glücklichen Lage, der erste zu sein, der imstande gewesen ist, diese dringende Untersuchung in aller Bequemlichkeit ausführen zu können. Eine richtige Laboratoriumsbeobachtung mit all ihren Schwächen und all ihren redlichen starken Seiten. Die Ergebnisse, von denen ich annehme, dass sie weitere, wissenschaftliche Kreise interessieren können, will ich hier des längeren erörtern.

---

1) Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1894, S. 3.

Ich bemerke, dass ich hier seit Jahren in einer wissenschaftlichen Wildnis sitze. Ganz auf meine eigene Beobachtung angewiesen, eine kleine wissenschaftliche Privatbibliothek zur dürftigen Hilfe — es ist mir ganz unmöglich, hier einen tauglichen Tasterzirkel aufzutreiben — haben die Beobachtungen, die ich hier der Öffentlichkeit übergebe, zwar die grosse Stütze einer langjährigen, ärztlich geschulten Praxis, können aber nicht den Anspruch darauf machen, mit den Arbeiten von Fachleuten zu konkurrieren. Dieses als captatio benevolentiae!

Herr von den Steinen meint, dass es ihm bei einem kurzen weiteren Aufenthalt in Santa Catharina möglich gewesen wäre, mit den Indianern unseres Staates in Berührung zu kommen. Der Herr täuscht sich, glaube ich, darin vollständig. Es ist bis heute hier noch kein Versuch gemacht worden, die Indianer zu katechisieren, zu zähmen und sesshaft zu machen; man kann die Wälder durchwandern viele Jahre lang, ohne sie zu sehen. Man hört nur von ihnen, wenn sie irgendwelche Personen ermordet haben sollen, irgend etwas gestohlen haben, und dann am meisten, wenn man auf sie eine Horde von Mördern loslässt; Abenteurer aller Nationen und Rassen, Neger, Indianer, Halbwilde, den Abschaum der Menschheit, der bewaffnet bis an die Zähne sie im Walde aufspürt wie Wild, sie im Schlafe überfällt und kaltblütig Männer, Frauen und Kinderchen mit blanker Waffe niedermacht. Einige Frauen und Kinder pflegt man dann als Beweis und Beute der mörderischen Tätigkeit herunterzuschleppen. Bevor sich nicht humane Leute dieser Opfer annahmen, pflegte auch der traurige Rest in kurzer Zeit entweder an Tuberkulose oder Dysenterie zu sterben, ganz besonders dann, wenn man sie in geschlossene Anstalten, wie Klöster, steckte.

Herr von den Steinen hätte sicher keinen gesehen. Zur Orientierung der Bugerjäger dienen, ausser ihrem eigenen Waldinstinkt, das Aufsteigen der Lagerfeuer der Indianer und ganz besonders das Geräusch das sie bei ihrem Schmieden machen. Sie schmieden nämlich kalt auf Steinen, um aus den von ihnen geraubten Metallsachen Waffen zu machen.

Die Geschichte der Indianer unseres Staates ist bis jetzt nichts weiter als die eines Vernichtungskrieges gewesen. In dem benachbarten Staate Paraná gibt es im Gegensatze dazu schon Ansiedlungen sogenannter gezähmter Indianer, die insofern „gezähmt“ sind, als ihre Töchter und Weiber sich einer sehr wohlfeilen Prosti-

tution hingeben, die Männer durch den Schnapsgenuss verkommen sind. Niemand hat sich dieser Leute ernstlich angenommen. Sie gelten nur als wohlfeiles Beispiel für den Spiessbürger, dass aus braunhäutigen Leuten nichts zu machen sei.

Unsere Indianer sind noch nie studiert worden. Man kannte weder ihre Stammesangehörigkeit, noch ihre Sprache und Sitten. Heute benennt man sie „Botokuden", weil sie einen Pflock in der Unterlippe haben, morgen heissen sie „Coroados", nur aus dem Grunde, weil einige Tonsuren tragen. Sie werden als ausserordentlich blutdürstig verschrien, und den neu Angekommenen wird von albernen Spassvögeln regelmässig Angst gemacht. In den letzten Jahren wurde sogar von seiten einer gewissen Presse ohne jeden Grund ein grauenhafter Lärm gegen die Leute erhoben, dem leider mehrere hundert Braunhäute zum Opfer fielen.

Schauen wir uns nun einmal wirklich die Gefährlichkeit der Indianer näher an. Ich habe in der Blumenauer Zeitung vom 25. April d. J. die Frage erörtert, und ich schreibe folgenden Passus wörtlich ab:

„Es ist ...... auch nicht immer sicher, ob die Morde, die Viehdiebstähle, die manche den Indianern in die Schuhe schieben, immer so zweifelsohne von Indianern verübt wurden. In jedem Falle tut man gut, sich skeptisch zu verhalten.

Wer den „Urwald-Boten" liest, sollte meinen, die Strasse nach dem Hochlande wäre wegen der Indianerfrage geradezu unpassierbar. Wie sehr derartige unüberlegte Äusserungen uns schaden, ahnt er nicht. Ich bin 12 Jahre in Blumenau. In der Zeit sind nach meiner Rechnung sechs Personen von den Indianern getötet oder verwundet, darunter in der Notwehr der Bugermörder João Bento, getötet von dem Indianer Jukongbagma-Nanblüma Bruder der Mai-Tschüksima. Der Indianer wurde bei der letzten „batida" durch Messerstiche getötet.

Um die Indianergefahr von dem Standpunkt der unkontrollierbaren Mordromantik auf ihre nüchternen Tatsachen zurückzuführen, habe ich stillschweigend eine Statistik durch Umfrage angestellt. Die Kolonie zählt noch nicht 58 Jahre. In der „Blumenauer Zeitung" veröffentlichte Herr Klein eine Erzählung über den ersten Indianerüberfall, an der Velha vorgefallen. Der gewiss wahrheitsliebende Herr erzählt dabei mit grosser Naivität, dass, als die Indianer in den Rancho eingedrungen waren, aus dem heraus man einen tötete, sie nur hätten ihre Lanzen hinaufstossen

brauchen, um allen Weissen den Garaus zu machen. In dem unglücklichen Falle in der Hansa, der Herrn Krause betraf und bei dem ein Kind getötet wurde, hoben die Indianer den Säugling aus der Wiege, legten ihn auf den Boden, heil und unversehrt.

Ich habe nun im ganzen 23 Personen in Blumenau befragt. Es waren das alles ältere, vernünftige Leute, die nicht übertreiben, und die die Geschichte der Kolonie genau kennen. Ich bat sie, mir zu sagen, wieviel Weisse ungefähr in den ganzen Jahren getötet und verwundet sein könnten. Das Resultat war ein ganz wunderbares. Zuerst ratloses Staunen, dann allmähliches Besinnen. Dann Zugeständnis, dass sie das genau nicht wüssten. Auf vieles Drängen die Extreme „6 — 200 — viele Hundert". Dazwischen die Ausdrücke „viele", „na, sehr viele," „sehr viele". Ein alter Herr, Freund der friedlichen Lösung der Indianerfrage, sagte mir nach einigem Stutzen — der Herr kennt Blumenau sehr genau —, er schätze die Zahl der Getöteten und Verwundeten totaliter auf 40, wahrscheinlich würde sie aber darunter sein. Ein anderer sagte mir bestimmt, dass es seit dem Jahre 1872 sicher höchstens 30 waren. Dieser Herr war einer der humanen „Bugerjäger", die unter der Leitung des ebenso humanen alten Herrn Deeke, dem bei allen seinen Waldläufereien niemals ein Leid von den Wilden zugefügt wurde, in den Wald gingen, ohne eine Braunhaut zu sehen. Derselbe erzählte mir aber als Gegenstück, dass im Jahre 1890 im Süden des Staates der Direktor[1]) einer Kolonie vor den Assisen gewesen wäre, weil man ihn und seine Gefährten beschuldigte, bevor sie an 40 Indianer niedermetzelten, die Frauen und Mädchen stupriert zu haben.[2])

1) Der Direktor der Kolonie Neu-Orleans, namens Soäres.

2) Auch bei diesen Überfällen scheint das Stuprum in Szene getreten zu sein. Einer der Bugermörder erzählte — wie ich eben höre — einem ernsthaften, gebildeten Manne, sie hätten bei einem grossen Teile der umgebrachten Indianerinnen die Scheiden mit „Greisenhaar" Tillandsia (Bromeliacee) vollgestopft gefunden. Wenn die Leute das festgestellt haben, und es ist wohl angesichts der direkten, hochinteressanten Angabe kein Zweifel daran, so kann man wohl annehmen, dass ein Stuprum vor der Niedermetzelung oder womöglich nach dieser von diesen Bestien in Menschengestalt begangen worden ist. Dasselbe Subjekt gab dabei zögernd die Anzahl der bei der letzten „batida" Gemordeten auf „über 200" an. Tatsächlich hat sie gegen 400 betragen.

Der Gebrauch der Tillandsia ist interessant. Wer erinnert sich nicht an die in den deutschen Zeitungen im Inseratenteile den Damen für gewisse Zeiten empfohlenen „Moosbinden". Ich glaube annehmen zu dürfen, dass es sich um tatsächliche Verbände für die Menstruationszeit handelt.

Ein anderer Herr, auch sehr im Walde bewandert, schätzte die Opfer der Indianer auf rund hundert Köpfe.

Die blutigsten Überfälle sollen die an der sogenannten Steinserra gewesen sein. Dabei sollen bei dem ersten 7, bei dem zweiten 5 bis 6 Weisse gefallen sein.

In jedem Falle bedarf die Frage einer ganz genauen statistischen Nachprüfung, deren Feststellung durchaus nicht so schwer sein kann. Ich protestiere aber hier im Interesse des Munizips gegen alle vagen und aus den Fingern gesogenen Angaben, die nur geeignet sind, unsere Einwanderung zu erschweren, die Einwanderer abzuschrecken und Blumenau im Auslande in einen schlechten Ruf zu bringen. Trotz aller dieser Romantik fehlt uns keinen Tag der Viehantrieb von dem Hochlande und der Handel dorthin. Und ein vernünftiger Mann sagte mir neulich, mit einem halben Dutzend guter Gefährten wollte er sich ohne Furcht unter all den blutdürstigen Wilden getrost ansiedeln.

Herr Knoblauch ist mit seiner exponierten Familie noch nie am Leben bedroht worden. Gewiss, man hat ihm hier und da einiges Vieh geschlachtet. Diese Viehschlächtereien werden aber regelmässig durch das Blumenauer Echo im direkten Quadrat der Entfernung vergrössert. Von wirklichen, langeingesessenen Kolonisten wird über die Sache auch gar nicht so viel geschwatzt. Sie erzählen häufig geringschätzig, dass die „Compadres“ in der einen Ecke ihrer Rossa Mais gebrochen hätten, sie in der andern. Die Übertreibungen werden von blutrünstigen, in Sicherheit sitzenden Zeitungsschreibern und Neulingen in die Welt gesetzt.

Man vergleiche nun die Kriminalstatistik Blumenaus mit der Mordstatistik der Indianer. Jeder von uns weiss, was für scheussliche Morde hier schon begangen sind, weiss, dass bei jedem Tanzvergnügen, jedem Balle in der Kolonie die Wahrscheinlichkeit, dass man zum Messer greift, eine sehr grosse ist.

Ich konstatiere hier, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es zu blutigen Raufereien bei solchen Gelegenheiten kommt, ausserordentlich viel grösser ist, als die, als einsamer Reiter auf einem Ritte auf dem Hochlande überfallen zu werden, und ich sage weiter, dass die Gefahr des Überfallens durch die Indianer eine ganz verschwindende wäre, wenn Staat, Stadt und vernünftige Privatleute ihre humane Pflicht täten. Leute genug haben sich dazu angeboten.“

In der Tat sind in 58 Jahren in Blumenau von den Indianern

noch keine 40 Personen umgebracht worden. Dieser Zahl stehen aber mehrere Hunderte geschlachtete braune Opfer gegenüber.

Keiner wusste bisher, mit welchen Stämmen, man überhaupt zu tun hatte. Es existiert hier ein Indianermädchen, das als Säugling aus dem Walde geraubt wurde. Es ist schon in den Zwanzigern, wurde von intelligenten, humanen Eltern aufgezogen, und heute ist es eine tadellos gebildete Dame, die Deutsch, Französisch, Englisch und Portugiesisch in Wort und Schrift beherrscht. Der Typus des Mädchens ist genau derselbe, wie der des Kindes, das ich erziehe und seiner Angehörigen. Dann gibt es einen grossen Burschen, der halb erwachsen vor einer Reihe von Jahren gefangen und von katholischen Geistlichen erzogen wurde, keinerlei Sehnsucht mehr nach dem Walde zeigte und als Arbeiter lebt. Er erinnert mich an den Typus des mir wohlbekannten paraguayischen Guaicurú. Er versteht noch etwas von seiner Sprache. Es ist ein tadelloser Guarani. Wenn er mich einmal zu Gesicht bekommt, ist er voller Freude, weil ich mich mit ihm in seiner Sprache unterhalte, aber er weiss wenig mehr von den Sitten und Gewohnheiten seiner Stammesangehörigen, auch nicht mehr, wie und woher er gekommen ist. Dieser Bursche wurde, als man den ersten Transport gefangener Weiber und Kinder aus dem Walde brachte, mitgenommen, um als Dolmetscher zu dienen. Ganz ohne Erfolg. Er verstand sie nicht, sie ihn nicht, und schliesslich meinte er kopfschüttelnd: „Isso não é nossa gente!" „Das sind nicht von unseren Leuten!" Auch alle Mühe mit den neu eingebrachten war vollständig vergeblich. Die erwachsenen Weiber schwiegen bis zu ihrer Flucht vollständig. Das zweitgrösste Mädchen,das sich mit der Indianerin Mai-Tschüksima zur Flucht wandte und wenigstens schon etwas Deutsch sprach, wurde ungefähr 60 km von hier in bedauernswertem Zustande aufgefunden und ist seit der Zeit vollständig stumm.[1]) Von der ersten nach der Hauptstadt geschickten, vielleicht neun Köpfe hohen Schar ist nur ein Junge am Leben, Ndílima mit Namen. Eines der Mädchen starb eines freiwilligen Hungertodes. Der Junge lernte in einem Jahre Deutsch und Portugiesisch und ist heute ein sehr talentvoller Schüler des Gymnasiums der Hauptstadt. Aber von

1) Das Kind, das ich erziehe, sagt, dass sie sich wohl vorstellen könne, warum die Kleine stumm sei. Sie habe ausserordentlich an ihrer ermordeten Mutter gehangen. Das Kind, das die Bugerjäger heimlich in der Gegend der Pinher verschenkt, sei ihre Schwester.

seiner Sprache gab er nichts preis und hat sie augenscheinlich, wie beinahe alle, vergessen.

Die Kolonisation unseres Ortes, Blumenau, beginnt mit dem Jahre 1850. Wenige waren der Ansiedler, die sich in den ersten Jahren niederliessen. So recht in Fluss ist die Einwanderung nie gekommen. Ein sehr grosser Teil der Immigranten räumte nach längerer oder auch nach ganz kurzer Zeit ohne Hoffnung das Feld, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass, falls in der ersten Zeit die Verbindungsmittel bessere gewesen wäre, wohl alle Eingewanderten die Kolonie verlassen hätten. So hat sich dann aus den in den ersten zwei Jahrzehnten hergekommenen deutschen, italienischen und polnischen Einwanderern wesentlich durch den hier geborenen Nachwuchs die Kolonie, allerdings auf einem weiteren Gebiete, zu der leidlichen Bewohnerzahl von 45 000 Seelen entwickelt.

Die Kolonie beansprucht nur den Oberlauf des Itajahý-Gebietes mit seinen vielen Seitentälern. Der Unterlauf — von der unteren Grenze des Munizips gerechnet bis an die Mündung des Itajahý's — beträgt 60 km, war schon sehr viel früher kulitviert und rationell bebaut. Das Koloniegebiet war und ist noch heute dicht mit Urwald bewachsenes Bergland mit schmalen Bach- und Flusstälern. Im Westen und Nordwesten tauchen schon die ersten Kampländereien auf, und auf der Übergangszone, besonders da, wo die Grenze mit Paraná nahe liegt, weicht der richtige Urwald schon vor dem Nadelwald der Araucarien, die stets in geschlossenen Beständen auftreten. Zur Zeit der Gründung Blumenaus war das ganze Gebiet der Kolonie ein einziger, unerschlossener Urwald, dem man in harter, mühseliger Arbeit schmales Ackerland und geringe Weide mit Axt und Hacke abgerungen hat und es heute auch noch so tut. Doch fehlte eine Verbindung mit dem Hochlande nicht ganz. Von dem am Unterlaufe des Itajahý gelegenen, frühe kultivierten Gebiete her gingen die „Capitoes do matto", die alte portugiesische Waldpolizei, jahraus, jahrein in selbstgeschlagenen, engen Waldpikaden ohne Furcht durch den weglosen Wald, erklommen in mühsamem Aufstieg die Serra und durchkreuzten das wilde Gebiet nach allen Richtungen. Ich war in der Lage, vor einigen Jahren alte Karten, die diese Waldläufer auf ihren Wegen aufgenommen hatten, und die noch gut erhalten sind, zu studieren, und ich muss sagen, dass mir die Leistungen dieser unerschrockenen, ohne jede modernen Hilfsmittel arbeitenden Männer in hohem

Masse imponiert haben. Ihre Leistungen haben nur ein Gegenstück, nämlich den denkwürdigen Zug des Alvaro Nuñez de Vera Cabeza de Vacca, der, im Jahre 1542 von Itapocorai in unserem Staate ausgehend, quer durchgehend, fast in gerader Linie und wohlbehalten in Asuncion ankam. Der Mann bediente sich dabei eines indianischen Führers, der einmal in Asuncion gewesen war, durchkreuzte unsern Urwald, setzte über den mächtigen Paraná, zog wieder durch den jungfräulichen Wald im Osten Paraguays, alles ohne auch nur ein einziges Mal in Feindschaft mit den zahlreichen Indianerstämmen getreten zu sein. Auch bewahrt unsere eigene Geschichte keinerlei Erzählungen von Überfällen der vorhin erwähnten Waldläufer durch unsere Indianer auf. Im Gegenteil, beide Teile vertrugen sich ganz gut. Auch hier in Blumenau gibt es noch eine Reihe alter Sonderlinge europäischer Abstammung, die fast ihr ganzes Leben auf der Jagd im Walde zugebracht haben. Nie ist diesen Leuten das geringste geschehen. Die Indianer waren ihnen noch dankbar, wenn sie ihnen, wie es stets geschah, einen Teil der Jagdbeute überliessen. Diese alten Kenner des Waldes sind auch die besten Freunde der Wilden und die, die die modernen Indianerjagden in den Tod hinein hassen und verdammen.

Die Indianerüberfälle und die Mordzüge der Weissen beginnen von dem Tage an, dass sich die Europäer hier als fest angesiedelte Ackerbauer niederliessen.

Da das Land vollständig mit Wald bestanden war, war der Indianer überall, auch auf der Stelle, wo der sogenannte Stadtplatz angelegt wurde. Einige wenige Steinwürfe von meinem Hause entfernt liegt der Überrest einer alten Mühle, im Volksmunde die Bugermühle genannt, weil sie sich dort sehr bald zeigten. Allem Anschein nach waren die ersten Annäherungsversuche durchaus friedlicher Art und nur durch Neugier bedingt. Hätte damals die Regierung ihre Pflicht getan, so wäre die Indianerfrage wahrscheinlich auf durchaus friedliche Weise gelöst worden. Man hat zwar einige Male Leute in den Wald geschickt, die mit ihnen in Verbindung treten sollten, gab ihnen Geschenke in Form von Decken, Töpfen, Eisenzeug mit; aber diese Gegenstände erreichten nie den Ort ihrer Bestimmung, sie verschwanden irgendwo anders.

Der erste blutige Zusammenstoss ereignete sich ganz in der Nähe des Stadtplatzes, und seine Erzählung ist sehr lehrreich. Einer der dabei mitwirkenden Weissen, ein alter Herr, hat die näheren Einzelheiten vor kurzer Zeit veröffentlicht. Auch aus

diesem Berichte geht unweigerlich hervor, dass die Handvoll Indianer es nur auf den Raub von ein paar Decken und wertlosem Hausgerät abgesehen hatten, und dass sie ganz und gar nicht an Mord dachten. Noch nachdem die Kolonisten den Häuptling niedergeschossen hatten, hätten die Indianer in aller Bequemlichkeit ihre Gegner töten können, aber sie taten es nicht. Der Getroffene, ein herkulischer Mann, der sich, auf dem Boden liegend, die erhaltene Bauchwunde, ohne zu klagen, mit ausgerissenem Gras tamponierte, betrachtete noch in den letzten kurzen Augenblicken bis zu seinem Tode mit ausserordentlichem Interesse die Schusswaffe, der er zum Opfer gefallen war. Die Erzählung sagt es nicht, aber ich weiss es, dass man den der Leiche abgeschnittenen Kopf tagelang auf einem Pfahle offen zur Schau stellte. Später wurde er präpariert und nach Rio de Janeiro in irgend ein Regierungsmuseum geschickt. Augenscheinlich als Repressalie erfolgten dann zwei oder drei Indianerüberfälle an anderen Orten der Kolonie, bei der ein Kolonist mit seiner eigenen Axt erschlagen wurde.

Die Kolonisation schritt weiter. Der Kamp des Hochlandes war schon seit den ersten Zeiten der portugiesisch-spanischen Einwanderung durch eine primitive Kultur, die Steppenwirtschaft, in ausgedehnter Weise in Besitz genommen. Ob der Indianer, gleich dem Chacoindianer, früher auch den „Kamp“, die Steppe, bewohnt hat, ist ungewiss. Ich habe trotz vielfältiger Umfrage nie sichere Auskunft erhalten können, glaube auch nicht, dass die braunen Nomaden in den holzlosen, nicht wasserreichen Terrains ihr Leben hätten finden können. Ihnen fehlte die Jagd, das Holz zum Feueranmachen, die Palmenblätter, ihre primitiven Behausungen einzudachen, und die Wasserläufe, an denen sich kleines und grosses Wild zur Tränke findet. Ihr Bereich war der Urwald, der ihnen alles bot, was ihnen nötig war; auch die Bäche und Flüsse, die ihnen die Richtung zum Hinabstieg gaben. Noch heute findet man sie nur im Walde, den sie nur ungern verlassen. Wohl hat man im Kampe hier und da Spuren ihres Nomadenlebens getroffen, aber ihr Weilen war, nach der Häufigkeit ihrer Lagerfeuer zu urteilen, da stets nur ein kurzes. Durchschritten sie notgedrungen Kampflächen, so waren sie augenscheinlich stets in der allergrössten Hast und Eile. Ich bemerke hier gleich, dass die einzelnen Strecken, die die Leute im Walde durchmessen, stets ausserordentlich geringe sind. Man findet die Zeichen ihrer vorübergehenden Ansiedelung in auffällig geringer Entfernung. Mitunter

liegen sie nur je 1 km voneinander entfernt. Der Transport ihrer Habseligkeiten ist für sie sehr schwierig.

Die Einengung des Waldes durch die fortschreitende Kultur gieng stetig vorwärts und schnitt die Indianer von allen Seiten ab, ihnen nur den nach Westen und Nordwesten hinaufsteigenden Waldfächer offen lassend, der nach dem Oberlaufe des Paraná hin sich öffnet, den Osten Paraguays, Matto Grosse, die angrenzenden Teile Paranás, von São Paulo bis hinauf nach Goyaz. Um die Existenz dieser armen Teufel kümmerte sich niemand, am allerwenigsten die Regierung. Man war froh, dass sie sich immer mehr zurückdrängen liessen, ohne einen nennenswerten Widerstand zu leisten. Dafür entwickelte sich aber an den Berührungspunkten zwischen den Nomaden und den „Kultivierten" ein ständiger, stiller und grausamer Krieg, dessen Einzelheiten nur der kennt, der hier wohnt. Allüberall wurden die Grausamkeiten dieser Bugermorde mit dem heuchlerischen Mantel der christlichen Liebe bedeckt — der Bugermörder geht regelmässig zur Beichte und Absolution, sowie er seine Bluttaten abgemacht hat —, und die staatlichen Autoritäten taten, als wenn sie nichts davon wussten, dass man gefangene Kinder hier und da verschenkte.

In Blumenau speziell hat sich im Laufe der Zeit eine bedeutende Verkehrsstrasse nach dem Hochlande, nach dem Kampstädtchen Lagos zu entwickelt. Auf engem Maultierpfad, der durch dicken Urwald führt, treibt man das Vieh in fünf bis sechs Tagen vom Hochlande herunter, und auf der Rückreise nehmen die Maultiertreiber Fracht zurück. Dieser Weg ist sowohl für den Handel eine Verkehrsader ersten Ranges, als auch strategisch wichtig. Der Verkehr, der auf dieser Strasse herrscht, brachte es mit sich, dass die Indianergefahr sich schliesslich dorthin konzentrierte. Ohne Anwohner — dabei ist das allermeiste Land seit Jahren an Spekulanten und gutgesinnte Politiker vergeben, die sich keinen Deut um die Unterhaltung des Weges kümmern, — oft auf Pfaden, auf denen man rechts und links an die Zweige der Bäume stösst, war es für die Waldbewohner naheliegend und verlockend genug, den durchziehenden Maultiertreibern aufzulauern, um sich in den Besitz der von ihnen so geschätzten Metalle und Kleidungsstücke zu setzen. Die Waffen der hiesigen Indianer reichen nicht weit. Ihre Pfeile schiessen sie aus allernächster Nähe ab, und schon die Abholzung der gefährdeten Stellen auf vielleicht 15 m auf beiden

Wegseiten würde genügen, jeden Überfall illusorisch zu machen. Aber davon geschieht nichts.

Auf dieser Strasse sind die meisten Indianeranfälle vorgefallen, die blutigsten die oben erwähnten an der Steinserra, denen ungefähr ein Dutzend Treiber zum Opfer gefallen ist. Die Indianer nahmen nach diesem Überfall alles mit sich, was überhaupt Metall war. Aus den Sattelböcken klopften sie mit grosse Mühe die einzelnen Nägel heraus. Die Fracht, die aus Zucker, Mais, Reis bestand, schütteten sie auf den Boden, eigneten sich aber jeden Lumpen von Sackzeug an. Dieser Überfall war der Anlass zu dem ersten organisierten grösseren Vernichtungszuge, der von Blumenau ausgeschickt wurde. Die Leute, die ausgiengen, waren aber lauter verhältnismässig humane Europäer, nicht die blutigen Spürhunde der professionellen halbwilden „Bugerjäger", und so soll das Resultat dieses Zuges im grossen und ganzen nicht beträchtlich gewesen sein. Einer der Teilnehmer erzählte mir davon, dass er dabei einem Indianer, nachdem eine Tribus beschwerlich einen Fluss überschritten und einen Berghang emporstieg, von hinten her durch die Brust geschossen. Der Mensch sei sofort tot geblieben, und seine Angehörigen hätten die Leiche in aller Hast noch den Berg hinaufgeschleift. Von einem anderen Teilnehmer derselben Expedition wurde mir diese Sache aber in Abrede gestellt. Nun darf man den Erzählungen der Indianerjäger selbstverständlich sehr wenig trauen. Auf der einen Seite fällt die Lust zum Renommieren stark ins Gewicht, aber auf der anderen hütet man sich, bei gelungenen Überfällen aus Furcht vor einer vielleicht drohenden Strafverfolgung die Wahrheit zu sagen. Soviel aber steht fest, dass die „Bugerjagden", die von einigen Privatleuten unternommen werden, verhältnismässig harmlos sind. Die Jagden, die grauenhaft verlaufen, stehen unter Leitung bezahlter „Bugerjäger". Dabei spielt nicht die Feuerwaffe, sondern die kaltblütige Abschlachtung der wehrlosen schlafenden Indianer vermittels der blanken Waffe die Hauptrolle.

Mit der Indianerfrage hatte man sich bis dahin leidlich abgefunden. Jeder, der sich in den Grenzgebieten niederliess, rechnete mit einiger Gefahr. Nur mit sehr kleinstädtischem Interesse las man in den beiden hiesigen Blättchen ab und zu die Nachricht, da und dort hätte man Spuren von Indianern gesehen, Feuer, verlassene Ranchos, hier und da sei ein Stück Vieh geschlachtet. Nebenbei gesagt, ist jeder Landeskenner hier bei der Nachricht, es

sei von den „compadres“ fremdes Vieh geschlachtet worden, meist sehr skeptisch. Es ist nämlich durchaus nicht selten, dass das Leuten geschieht, die nie welches besessen haben.

Der Überfälle waren äusserst wenige. Da erhob sich vor einigen Jahren, von einem einzigen Blatte ausgehend, eine solche Hetze gegen die Indianer, dass ich als alter Arzt nur von ihr sagen kann, dass sie eine reine hysterische Epidemie erregte. Auf alle die widerlichen Einzelheiten einzugehen, die dabei vorfielen, ist als Fremder nicht meines Amtes. Soviel sei nur gesagt, dass von simpeln Privatleuten, die weit vom Schuss sassen, unter den Augen der Behörden berufsmässige Mörder bezahlt wurden, die in ganz kurzer Zeit die ganze Tribus eines hochinteressanten Indianerstammes, von dessen Rest ich ein kleines Reis in mein Haus verpflanzt habe, vernichtete.

Ich bedauere, dass ich nicht in der Lage bin, auf alle Einzelheiten in dieser Tragödie verzichten zu können. Einiges werde ich im Verlaufe dieser Abhandlung bringen.

Die erste Person, die hier ihre Stimme gegen diese grausigen Morde öffentlich ertönen liess, war der Schreiber dieser Zeilen. Ich hatte häufig genug einen harten Stand. Die Möglichkeit, dass man aus einem Indianer durch eine gute Behandlung und Erziehung einen Kulturmenschen machen könne, wurde mir direkt mit Hohnlachen abgestritten. Von Anfang an erbot ich mich, den Beweis praktisch zu führen. Aber ich predigte tauben Ohren. Die alten abgeschmackten Märchen, jeder gefangene Indianer fliehe, sowie er nur davonlaufen könne; die romantischen Erzählungen, dass die besten Indianerkinder doch stets den Pflegeeltern in unbewachtem Augenblicke an das Leben gingen, um die Ermordung ihrer Angehörigen zu rächen, spielte die Hauptrolle. Dabei als der Weisheit letzter Schluss die zynische Philosophie, „ein Buger rieche am besten, wenn er ermordet sei“.

Wenn ich heute nach kurzer Zeit auf das ausserordentliche Resultat zurücksehe, was ich angesichts der öffentlichen Kritik bei der praktischen Erziehung der Indianerin, die mir schliesslich übergeben wurde, erreicht habe, so erfüllt mich eine grosse Genugtuung, auch darin, dass durch meine Beweisführung wohl hier in Blumenau der Bugermord endgültig beendet worden ist.

Als die ersten Indianerjagden organisiert wurden, erbot ich mich sofort zur Erziehung einiger Kinder. Die Regierung versprach mir alles, was ich haben wollte, entschuldigte sich aber hinterher

nur, dass sie mich vergessen hätte. Ich sollte ein anderes Mal sofort berücksichtigt werden. Von der ersten Jagd brachte man nur Kinder aus dem Walde, die man nach der Hauptstadt Florinnopolis in die Hände der katholischen Geistlichkeit ablieferte. Die Kinder wurden in aller Feierlichkeit getauft, hohe Würdenträger waren ihre Taufpaten, für jedes Kind wurde eine gewisse Summe auf der Sparkasse angelegt, eine ungeheure Menschenmenge legte ihr höchstes Interesse an dem Umzuge zur Taufe dar. Das Resultat der Erziehung war ein sehr trauriges. Von den Kindern starben in sehr kurzer Zeit alle mit Ausnahme eines kleinen Knaben. Damit flaute in Florianopolis das Interesse an dieser Erziehung sofort erheblich ab; besonders, da Privatleute unter keinen Umständen solche Kinder in ihr Haus aufnehmen wollten.

So blieb bei einem zweiten von hier aus unternommenen Zuge die Beute, bestehend aus zwei Frauen und elf kleinen Kinderchen, hier in Blumenau. Sie wurden zuerst hier in dem als Polizeikaserne geltenden schmutzigen kleinen Schuppen untergebracht, nach einigen Tagen in ein hiesiges Nonnenkloster übergeführt und nach einiger Zeit an Privatleute verteilt. Eine der Frauen entfloh und soll in der Kolonie umgebracht worden sein. Auch die andere Frau entfloh nach Ablauf eines Jahres mit einem ziemlich erwachsenen Kinde, das aus einer dritten Bugerjagd stammt. Die Frau wurde nicht wieder ergriffen, jedoch das Kind aufgefunden. Ein paar von den Kindern starben. Ich selber erhielt wieder keins. Wie man mir sagte, scheint man in meinen religiösen Anschauungen ein Hindernis gesehen zu haben.

Reichlich ein Jahr darauf unternahm man eine neue Expedition, die zwei Frauen und acht Kinder hierher brachte. Nach ausserordentlicher Mühe erhielt ich endlich ein Kind, und zwar das grösste Mädchen, das niemand so recht haben wollte, weil man ihr ihres Alters wegen alles nur erdenkliche Böse zutraute. Die zwei Frauen entflohen, wahrscheinlich hat man ihnen zur Flucht verholfen. Sie sind nie wieder gesehen worden. Mit ihnen entkam ein ziemlich grosses Mädchen. Ein Junge starb an der Dysenterie.

Vor kurzer Zeit ist wieder eine Tribus im Süden des Staates von Indianerjägern überfallen worden. Man raubte eine Anzahl Kinder; aber in der betreffenden Stadt fand sich keine Familie, die auch nur eines der Armen annehmen wollte. So wurden auch die nach der Hauptstadt der Geistlichkeit in die Hände gegeben. Über das Weitere bin ich nicht unterrichtet.

Bei der vorletzten Einlieferung der Gefangenen hatte man diese auf der ganzen Reise zum Gegenstand eines eigentümlichen Geschäftes gemacht. Man liess diese Ärmsten nämlich auf allen Haltestationen zum Besten der Bugerjäger gegen Entgelt sehen. In einem grossen, mit Segeltuch verdeckten Frachtwagen kauerten die verängstigten Kinder und Weiber. Wer bezahlte, konnte einen Blick in das unglückliche Gefährt werfen. Noch in der Kaserne setzte man dieses Unternehmen fort.[1]) Dieses passte manchen Leuten doch nicht, und so fuhr der letzte Beutezug, ohne der Schaulust zu genügen, direkt an dem Portale des Klosters vor, und man gestattete dort nur beschränktem Besuche von Neugierigen Zutritt.

Bei den vorletzten Indianern war es mir dank der Neugier der zahlreichen Menge tatsächlich unmöglich, die Gefangenen irgendwie genauer zu studieren. Ich konnte nur feststellen, dass die Leute ausserordentlich sauber waren. Wenn die Kinder ihre Notdurft befriedigen wollten, litten die Mütter es nicht, dass das in dem Schuppen der Kaserne selber geschah. Man musste sie leidlich entfernt in einen benachbarten Wald führen; die Prozedur erinnerte mich unwillkürlich an die Bedeutung des Tupi- und Guarani-Wortes *caao* (cacare), was wörtlich übersetzt „in den Wald gehen“ heisst. Der gewöhnliche Brasilianer hat dafür als entsprechenden Ausdruck „auf die Strasse gehen“.

Die Leute, die den Gefangenen die Nahrung lieferten, klagten über die Abweisung der allermeisten Speisen. Wasser, mit Honig versetztes Wasser, Hühnerfleisch und etwas gekochtes Rindfleisch war alles, was sie annahmen. Den Frauen hatte man ihre Lendentücher und Beinschnüre, den Jungen die Lippenpflöcke abgenommen. Sie trugen alle miteinander nur dünne, von Menschenfreunden geschenkte Hemden. Die paar Versuche, die ich damals in der Sache zu machen Gelegenheit hatte, blieben ganz ohne jedes Resultat.

Am 23. Januar vergangenen Jahres sah ich dann intimer die letzte Sendung im Kloster. Die kleinen Kinder waren schon alle vergeben. Ich fand die ganze Gesellschaft unter einem Vorbaue sitzend, ein Kind liegend, mit niedergeschlagenen Augen vor sich herstarrend, alle miteinander an schwerer, fieberhafter Bronchitis

1) Die Niederträchtigkeit gieng so weit, dass man die Geschlechtsteile der Frauen gegen Entgelt zeigte. Ich selber habe die Wahrheit der Sache bei der gerichtlichen Vernehmung in dieser Angelegenheit beschworen.

beider Lungen erkrankt. Die allermeisten hatten sehr schlechte kariöse Zähne. Das eine Kind, das ich erhielt, hatte noch das beste Gebiss, schöne, blendend weisse Zähne, aber acht, Schneidezähne und Backzähne, schon mit grossen kariösen Kavitäten. Der Ernährungszustand war nicht schlecht, obwohl man mir sagte, dass die Speisen nur zum kleinsten Teile gegessen würden. Sie sollten sich auch sonst sehr apathisch zeigen, nur wenn sie unbeobachtet wären, leise untereinander sprechen. In der Nacht — sie waren ungefähr drei Wochen in der Gefangenschaft — schloss man sie alle in einer Dachstube ein. Das Kind hat uns später erzählt, dass sie dann lange Gespräche geführt hätten und der Rest der früher Gefangenen genau über das Schicksal der letzten unterrichtet worden wäre. Die eine Frau war nämlich die zweite Mutter des Kindes, das ich erziehe. Als diese von dem Tode ihres Mannes erfuhr, war sie sichtlich niedergeschlagen und machte dem Kinde schon damals den Antrag, mit ihr zu entfliehen. Das Kind, das ich erhielt, schätzte ich auf 13—14 Jahre, und die Rechnung wird wohl stimmen; denn es wurde drei Monate, nachdem es in unserem Hause war, zum ersten Male menstruiert.

Nicht ohne weitere Schwierigkeiten — eine grosse Rolle spielte dabei eine ganz geheime Nottaufe — erhielt ich dann nachmittags um 4 Uhr das Mädchen in meinen Wagen, in dem ein Freund von mir, ein brasilianischer Arzt, der gesetzliche Vormund, und dessen Kinder sich befanden. Den ganzen Weg hindurch, von dem Austritte aus der Tür des Klosters an gerechnet, stiess das Mädchen ungeheure, kreischende Schreie aus. Man hatte ihm nur ein Kittelchen gelassen. Später hat es uns gestanden, dass es der Meinung gewesen wäre, wir wollten es wegführen, um ihm irgendwo den Hals abzuschneiden. Ich redete in Guarani, soviel als mir beifiel, auf es ein, und es schien schliesslich, dass es doch irgend etwas davon verstände. In meinem Hause angekommen, fiel es förmlich auf den Treppenstufen zur Tür zusammen, von Angstschweiss bedeckt, weinend und unaufhörlich das Wort *ecujételma*[1]) ausstossend. Jede Bezeugung von Wohlwollen und guter Gesinnung unsererseits war ohne Ergebnis. Setzte ich mich zu ihm, um es zu trösten und zu beruhigen, so stiess es mich von sich. Der erste Erfolg der Erziehung war nicht vielversprechend.

Auffällig war aber, dass sie, abends zum Tisch geführt, sich

1) „Ich will nicht mehr essen."

mit allem Anstande setzte und ohne weiteres eine sehr pikante Speise, stark mit spanischem Pfeffer versetzten Gulasch, ass. Bis dahin hatte man allen Gefangenen nur ungewürzte und ungesalzene Speisen verabfolgt. Sie fasste jedes Stück mit den Fingern und beroch es misstrauisch von allen Seiten. Brot und alles andere, was man ihr anbot, wurde berochen und zur Seite gelegt. Nach dem Essen begann das Weinen von neuem, das genau so lange dauerte, als die Zeit dauerte, dass man sie zu Bett brachte. In demselben Augenblick hörte das Geschrei auf, und der Schlaf trat nach wenigen Minuten ein, ein ausserordentlich fester Schlaf, in dem man sie berühren konnte, ohne sie zu erwecken. Aus Furcht, dass sie die Nacht benutzen könne, um zu entfliehen, hatten wir sie im eigenen Schlafzimmer auf eine Matratze auf dem Fussboden untergebracht. Wie sich bald herausstellte, war diese Furcht ganz unbegründet. Wenn sie uns hätte entfliehen wollen, wäre das ganz leicht geschehen. Ihre Bewegungen waren leicht und leise, wie die einer Katze, später sprang sie mit grosser Behendigkeit aus dem Fenster, versteckte sich im Garten, ohne auch nur je den Gedanken gefasst zu haben, davonzugehen. Die weisen Thebaner Blumenaus hatten mir eine höchste Frist von einer Woche gegeben, nach deren Ablauf sie auf Nimmerwiedersehen verschwinden würde. Der Schlaf war fest, aber lange Zeit hindurch durch schwere Träume unterbrochen, in denen sie häufig lange und laut sprach. Sie träumte dabei — eingestandenermassen — ausschliesslich von Greuelszenen, die sie durchgemacht und deren Opfer sie geworden war. Am Morgen war sie in aller Frühe wach und auf.

Auffällig war sofort die bewundernswerte, körperliche Sauberkeit, deren sie sich befleissigte. Sie wusch sich sehr sauber und putzte sich die Zähne so intensiv mit Wasser und ihren Zeigefingern, dass die Prozedur manchem Gebildeten hätte zum Muster dienen können. Ebenso sauber war sie sofort beim Essen. Obwohl nur mit den Fingern zulangend, war sie eifrig darauf bedacht, ihrem Kleidchen auch nicht den geringsten Schmutzflecken angedeihen zu lassen. Bald konnten wir auch die bewundernswerte weibliche Schamhaftigkeit feststellen. Bei jedem Wechseln der Leibwäsche und der Kleidung war sie eifrig darauf bedacht, sich keinerlei Blösse zu geben, und die Stellung der Venus von Medizi war die gebräuchliche, wenn sie Tag- und Nachtwäsche wechselte.

Der Morgenkaffee bestand bei ihr ausschliesslich aus gewöhn-

lichem warmem Wasser, später aus warmem Wasser und Honig. Milch wies sie energisch von sich. In der Tat kannte sie Milch absolut nicht, und es kostete lange Zeit und Mühe, sie daran zu gewöhnen. Den Rahm der Milch verschmäht sie noch heute als ekelhaft.

Die Pausen zwischen den einzelnen Mahlzeiten waren fast ausschliesslich durch Weinen und das stereotype „Ich will nicht mehr essen“ ausgefüllt. Hier und da setzte sie sich mit hängendem Kopfe auf eine Gartenbank und stierte vor sich hin. Es waren das lange Tage, an denen meine Frau schon an der Möglichkeit, das Kind überhaupt erziehen zu können, verzweifelte.

Trotzdem begannen sich doch bald Zeichen einzustellen, dass man einige Hoffnung haben konnte. Den Gebrauch des Essgerätes, von Löffel, Messer und Gabel, lernte sie sogar auffällig rasch. Es genügte, ihr die Gegenstände ein paarmal in die Hände zu drücken, ihr die Hände zu führen, und der Fortschritt war da. Belustigend war es allerdings im Anfange zu sehen, wie sie dann ab und zu das neue Kulturevangelium vergass, und mitten drein plötzlich mit den Fingern in die Bissen packte. Jedesmal kam ihr dann aber nach der Vergesslichkeit die Schamröte ins Gesicht.

Von Fleischspeisen wurden von Anfang an bevorzugt Schweinefleisch und Geflügel, Rindfleisch kam in letzter Reihe. An Brot gewöhnte sie sich bald, das sie dann in verhältnismässig grossen Mengen ass. Später ging sie auch zur Butter dabei über, die sie aber zugunsten des Schweineschmalzes bald verliess. Noch heute zieht sie das Schmalz der Butter vor. Auffällig war, dass sie wohl ein halbes Jahr lang jede Frucht verschmähte. Bis heute isst sie noch keine Fische. Aber als Grund gibt sie jetzt ihre Furcht an, daran zu sterben. Sie hätte einen Indianer gesehen, der eine grosse Gräte verschluckt und daran zugrunde gegangen wäre

Die ersten deutschen Worte, die sie lernte, waren „pfui“ und „fein“, adjektivische Interjektionen, die wir in Ermangelung eines Besseren gebrauchten, um sie auf dies und das in ihrem Gebahren aufmerksam zu machen. Das konnte ich feststellen, dass sie ein paar Worte aus dem Guarani wusste. Es waren das aber nur wenige: *„Hë-ë ahániri, ñ, tata-më“*. Sie sagte uns später, dass ihre Mutter erzählt hätte, sie wäre vor langer Zeit unter Indianern gewesen, die diese Sprache gesprochen hätten, und sie hätten am Lagerfeuer hier und da in dem fremden Idiom gesprochen.

Als ihre Bronchitis leidlich beendet war, begann ich, sie zu-

sammen mit einem Kinde, das ich schon lange erziehe, auszuführen. Aber jedesmal weigerte sie sich, der Angstschweiss begann bei ihr auszubrechen, und sie war froh, wenn sie wieder zu Hause war. Jedesmal hatte sie dabei geglaubt, man führe sie weg, um ihr irgendwo den Garaus zu machen, und dann hatten sie auch die neugierig starrenden Gesichter der lieben Mitmenschen arg geniert. In Gesellschaften, in die ich sie nahm, ihr auf den verschiedensten Musikinstrumenten vorspielen liess, sass sie, stumm den Boden betrachtend, da. Trotzdem hatte sie überall sehr genau beobachtet, kannte zu unserer Überraschung sehr genau alle Lokalitäten, in denen sie gewesen, jeden Personennamen, den sie gehört.

Bei einem dieser Spaziergänge entfuhr ihr das erste deutsche laut ausgesprochene Wort „fein" angesichts einiger bunten Fahnen, mit denen man eine Strasse ausgeschmückt hatte.

Ich hatte Bedenken getragen, sie gleich im Anfange zu kleiden, wie bei uns üblich, und ihr auch ein Bett zu geben. Aber der erste Versuch, den wir machten, überraschte uns förmlich. Sie war ganz erpicht auf die Kleidung der Kulturmenschen, auf Schuhe und Strümpfe, und den ersten Abend, an dem wir sie in ein gutes Bett mit allem Zubehör legten, war sie sichtlich übermässig erfreut. In einem Nu sah man von ihr nichts weiter als die Nasenspitze. Bald begann sie uns auch um ein Korsett zu plagen, das sie „*enke enke*" zu nennen begonnen, und erst nach langer Zeit hat sie diesem Wunsche, da ich keins in der Familie gestatte, mit grossem Bedauern Valet gesagt. Die Pausen ihrer Trauer wurden allmählich kürzer, und Hand in Hand damit ging ihr zunehmendes Verständnis der deutschen Sprache. Dabei kamen ergötzliche Worte zum Vorschein. Das Wort Stuhl wurde sehr lange Zeit bezeichnet als „Setz dich einmal darauf", das Wort Treppe mit „Komm mal rauf", „Schwein" ging als „Schweinhund". Ein Mann mit roter Nase wurde genannt „Mann-Nase mach Feuer an".

Mit der Kundgebung ihrer eigenen Sprache ging es viel langsamer. Das Kind war misstrauisch, wollte durchaus nichts preisgeben, und wenn ich irgendwie Papier und Bleistift vornahm, um auf die Jagd nach einem ihrer Worte zu gehen, war sie tagelang hartnäckig und stumm. Nur fing sie dann und wann an, ohne daran zu denken, dass man etwas daraus schöpfen könnte, zu singen, zum ersten Male einen leisen, sehr wehmütigen Gesang, der unwillkürlich an das Summen einer kleinen Wespe erinnerte. Aus den anderen Kindern war gar nichts herauszubekommen. Alle

haben ihre Sprache in der allerkürzesten Zeit vergessen. Ich machte den Versuch, ihr einige der Kinder ins Haus zu bringen, in der Hoffnung, sie miteinander zum Sprechen zu bringen. Die Kleinen zeigten sich auch ganz entgegenkommend, sie selber drehte ihnen aber höchst indigniert den Rücken. Augenscheinlich wollte sie von ihnen gar nichts mehr wissen. Nur einmal, als ich ihren vielleicht zehnjährigen Bruder, den sie für tot gehalten hatte, brachte — die Augen des Jungen füllten sich bei ihrem Anblick sofort mit Tränen —, sprach sie erregt auf ihn ein. Aber selber sprach der Junge nichts, nicht ein Wort. Als wir ihn fragten, ob die Personennamen, die uns die Schwester angegeben, auch stimmten, nickte er mit dem Kopfe, ging aber davon, ohne ein Wort von sich gegeben zu haben.

Eine der ernstesten und uns alle erschütternde Szene ereignete sich recht bald, nachdem sie eingesehen hatte, dass wir alle ihr nicht übel wollten. Zu dieser Zeit verfügte sie noch über keinerlei deutsches Wort. Nach dem Nachtessen sass unsere ganze Familie eines Tages noch im Speisezimmer im Gespräch, als das Kind plötzlich in der Küche verschwand. Wir hörten sie in der Schieblade eines Tisches umherrumoren, in welchem Messer und Gabeln aufbewahrt werden, plötzlich stand sie vor uns, in jeder Hand eins der längsten Messer, die sie vorgefunden hatte. Ich muss sagen, dass ich in demselben Augenblicke daran dachte, dass an den Befürchtungen der Menschenfreunde, die auf die Indianer hetzen, etwas sein könnte, und war auf und daran, auf sie zuzuspringen, um sie zu entwaffnen. Aber zu unserer grossen Überraschung erfolgte etwas ganz anderes. So trivial dieser Satz hier erscheinen mag, aber er ist wahr bis in die Knochen hinein: ich habe keine andere Analogie bei ihrem Benehmen gefunden, als in der Erzählung von Robinson Crusoe, die wir alle als Kinder mit sentimentaler, infantiler Rührung gelesen haben, wie er die traurigen Abenteuer seines getreuen Freitag, der der Sprache noch nicht mächtig ist und sich deshalb mit der Pantomime behilft, schildert.

Das Kind zeigte mit dem ganzen ihm zur Verfügung stehenden Aufgebot zur Genüge, dass es keinem von uns etwas zu Leide tun wolle. Sie wolle uns nur etwas zeigen. Bald stellte es sich heraus, dass es uns über das Massaker unterrichten wolle, dessen Zeuge und Leidtragende es gewesen war. Sie wetzte ihre Messer und zeigte zuerst an sich, was ihrer Tribus passiert wäre. Die Darstellung wurde durch gutturale, onomatopoetische Laute unterstützt. Sie

zeigte, wie man die Hälse durchschnitten, und ahmte sehr naturgetreu das gurgelnde Geräusch des herausstürzenden Blutes nach. Wie man die Bäuche aufgeschlitzt, und gleich damit in unübertrefflicher Imitation den Ton, den die herausfallenden Eingeweide verursachen. Sie zeigte das wütende Stechen auf die aus dem Schlaf auftaumelnden Männer, das sinnlose Davonlaufen derer, die in der Flucht ihre Rettung suchen wollten, und wie man von hinten her auf sie einstach. Wie man Augen ausstach, Nasen, Ohren und Lippen abschnitt und die Gliedmassen Stück für Stück abhackte.

Eine grässliche Szene! Schliesslich erbat sie sich wieder durch Gesten die Erlaubnis, die Prozedur an einem von uns wiederholen zu dürfen. Sie tat es wieder in derselben Weise, nur mit der Änderung, dass sie an unsere Hälse nicht die Schneide der Messer, sondern mit der grössten Behutsamkeit die Rücken ansetzte.

Nach dieser Erleichterung ihres Gemütes wurde das Kind sichtlich ein anderes, um so mehr, als ihr klar gemacht wurde, dass sie in unserer Gemeinschaft nie mehr die Gefahren laufen würde, denen sie ausgesetzt gewesen war. Aber die nächsten 14 Tage waren mit unaufhörlichen Wiederholungen dieser gräulichen Prozeduren ausgefüllt. Alle Augenblicke erbat sie sich die Erlaubnis, irgend jemandem den Hals abschneiden zu dürfen, immer mit derselben Behutsamkeit verfahrend. Als sie schon Deutsch sprach, sagte sie häufig zu meiner Frau in seelischem Nachklange: „Mama, ihr müsst nicht glauben, dass ich gern zu euch gekommen bin; nein! Aber ihr seid alle gut zu mir. Aber nie in meinem Leben werde ich das vergessen, was mir begegnet ist. Und in der Nacht erscheint mir immer meine Mutter mit dem zerschnittenen Halse und zeigt mir mein kleinstes Brüderchen, das in Stücke geschnitten ist; und dann kommt mein ältester Bruder J u w é g m a und singt: aber wenn ich morgens aufwache, ist er weg, ich habe niemanden mehr als euch."

Ich will nun an dieser Stelle die Erlebnisse des Mädchens ergänzen, soweit die Überfälle, an denen sie beteiligt gewesen, in Frage kommen. Die Ergänzung geschieht nach ihrer mündlichen späteren Angabe, und eine Reihe der Einzelheiten ist mir durch die neugierige Indiskretion Beteiligter und Mitwissender bestätigt worden. Es ist gar kein Zweifel in die Worte des Kindes zu setzen, und sie hat sich noch niemals in den geringsten Einzelheiten widersprochen.

Nach ihrer Angabe bestand ihre Tribus, ihr Vater war der

Häuptling, aus einigen hundert Personen, Männer, Weiber und Kinder eingerechnet. Von dieser Tribus zweigte sich, augenscheinlich wegen Nahrungsmangels, ein kleinerer Teil ab und gieng davon. Dieser Teil wurde zuerst überfallen. Die Gefangenen, die mit Ausnahme des Jungen N d i l i m a alle in Desterro starben, stammen von diesem Überfalle her. Einem grossen Teil der Angegriffenen glückte die Flucht, und sie stiessen wieder zu dem Stamme, um die Schreckensnachricht zu überbringen.

Bald darauf machte man von hier aus einen Angriff auf den Stamm, der misslang, und der dem halbwilden Bugerjäger J o ã o B e n t o das Leben kostete. Bei dieser Sache ist das Kind nicht beteiligt gewesen; wie es scheint, sind die erwachsenen Männer allein mit den Mördern zusammengestossen, und zwar am hellen Tage, wo wenigstens beim Fliehen und Sichverbergen der Indianer alle Chancen hat.

Die beiden letzten Überfälle waren wohlüberlegt, gut organisiert und führten zur vollständigen Vernichtung der ganzen Tribus. Der erste von beiden geschah kurz nach Aufgang der Sonne; aber die Leute waren umstellt, konnten keinen Gebrauch von ihren Waffen machen und suchten ihr Heil augenscheinlich in der schleunigsten Flucht. Das Kind sah noch, wie man seiner Mutter den Hals abschnitt, ihr Vater ergriff sie und flüchtete mit ihr in den tiefsten Wald: „Immer lauf.... lauf....“. Das Kind hat sich durch diese Flucht eine Dilatation des Herzens zugezogen, deren böse Folgen sich heute stetig zeigen, sowie sie etwas zu laufen beginnt. Bei diesem Überfall nahm man die zweite Frau des Häuptlings — er hatte deren drei — gefangen. Die Bugerjäger erbeuteten sämtliche Waffen und Gerätschaften der Indianer; was sie nicht mitschleppen konnten, zerschlugen und verbrannten sie, so dass den armen Teufeln kein einziger Topf mehr übrig blieb. Sie mussten Wild in Schlingen fangen und es über Kohlen braten. Ein einziger der Flüchtlinge war so glücklich, eine Axt zu retten, die später die einzige Waffe und das einzige Gerät im ganzen Lager war. Es ist mir bekannt geworden, dass bei dem letzten Überfalle dieser Mann mit der Axt im Arme schlafend angetroffen und ermordet wurde, ohne sie gebrauchen zu können.

Nach dieser Mordaffäre sei der Vater sehr traurig gewesen, er sei mit ihr, der ältesten Tochter, stundenlang alle Tage im Walde umhergewandert, vor sich um seine Frau weinend, und habe auch dem Essen wenig zugesprochen. Die primitive Küche, die bis

dahin ihre Mutter für die Familie geführt, habe sie besorgen müssen. So sei ein elendes Jahr hingegangen. Darauf der letzte Überfall, der gegen den Vollmond des vorvergangenen Jahres statthatte. Dabei waren die Indianer so umstellt, dass nichts flüchten konnte. Wie sorglos die Leute sind, und wie wenig Wahres an dem romantisch ausgeschmückten Spürsinne, den man ihnen nachsagt, ist, dazu diene folgender Beweis. Ich weiss es sicher, dass der Rest der Tribus drei Tage lang vollständig umringt war. Niemand von ihnen ahnte es. Am Abend der Mordnacht durchschritt noch der älteste Bruder, ein Mensch von vielleicht 17 Jahren, ohne etwas zu merken, den Ring der Feinde und beteiligte sich harmlos und vergnügt an dem Ringeltanz, Gesang und Genuss eines berauschenden Getränkes, das man in der Mondnacht verzehrte. Und dabei lagen ihre Mörder in allernächster Nähe im Hinterhalt. Das endgültige Schlachten geschah, als die waffenlosen Leute im tiefsten Schlafe lagen. Ihr Vater, ein herkulischer Mann von ungefähr 6½ Fuss Grösse, auf welchen sich zum Schutze sein ältester Sohn warf, wurde mit ihm von ein paar Dutzend Messerstichen durchbohrt, der dritten Mutter die Kehle durchgeschnitten und die ganze Brutalität der zivilisierten Bestie entfesselt. Die Einzelheiten will ich mir schenken aus Ekel, den ich hier verspüre; angeben will ich nur, dass zu den drei Grausamsten auch ein deutscher Bursche gehörte; die beiden anderen waren Neger. Die paar Gefangenen führte man davon. Auf dem Wege schnitt man noch — wie das Kind sagt — einem am Halse und Kopfe verwundeten Mädchen die Kehle durch. Auch entdeckte sie auf dem Abmarsche in einem Rancho in der Gegend der Araukarien — also noch oben in der Nähe des Hochlandes — ein Mädchen, das beim vorigen Raubzuge mitgenommen worden war, und das die Bugerjäger dort kurzerhand verschenkt hatten. Es hat noch mit dem Kinde gesprochen und von ihm Wasser erhalten. Dass für die Gefangenen auf dem ersten Teile der Reise unter diesen Banditen Misshandlungen nicht ausblieben, ist wohl anzunehmen, wie sie erzählt.

Dankbar ist das Kind noch heute für die Güte der Ehefrau eines gesitteten Menschen, die sie auf der ersten Etappe freundlich aufnahm, ihre Blössen bedeckte und reichlich mit Speise — gekochten Hühnern — versah. Es erkannte die Dame sofort nach mehreren Monaten wieder und erzählt noch heute von der wohltuenden Güte derselben.

Die geschilderte pantomimische Darstellung der Erlebnisse des

Mädchens, unsere Aufnahme derselben und unser Protest gegen das Dargestellte war sichtlich eine physische und ethische Entlastung, die unserer Erziehung sofort zugute kam.

Am nächsten Tage schon zeigte uns das Kind spontan die Herstellung der Schnüre, die sie im Walde anfertigten, sofort darauf ihre Kunst im Flechten und bald darauf im Weben. Sie überwand zum ersten Male in naiver Weise ihre grosse Schamhaftigkeit aus reinem Interesse, uns mit ihren Lebensgewohnheiten vertraut zu machen, schürzte sich, nachdem sie sich mit ein paar Wollfäden versorgt hatte, ihre Kleider auf und zeigte uns das Drehen der Fasern zum Faden, zum Strick auf ihrem nackten Oberschenkel, sofort darauf das Spliessen. Beides ging ausserordentlich rasch vorwärts, und als ich beides sehr ungeschickt auch auf meinem nackten Oberschenkel nachmachen wollte, sah ich das erste ehrliche Lächeln auf ihrem Gesichte. Bei ihrer Flechterei, die ihr noch niemand, dem sie es später gezeigt, nachahmen konnte, fertigte sie auch das, was Herr von den Steinen als „Rehmotiv" im Texte und Bilde bringt.[1]) Ich muss dabei gleich gestehen, dass die Analogie mir etwas weit hergeholt erscheint.

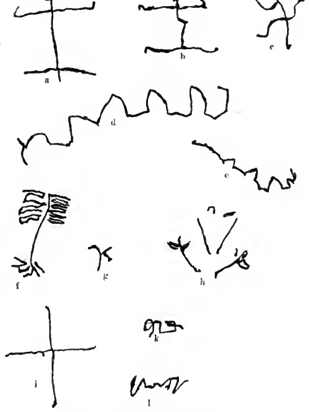
Sofort kam auch das Sticken an die Reihe, sonderbarerweise anfangs nur mit rotem Faden. Auch die Stickereien, die auf den Lendentüchern der Weiber sich vorfanden, und die sich vollständig mit den Proben decken, die ich in Durchpausung in der Anlage gebe, waren sämtlich in Rot. In dem Kloster begann auch die erwähnte Mai-Tschúksima zu sticken, ebenfalls ausschliesslich in roter Farbe. An diese Stickereien schloss sich sofort ohne jede Unterweisung das Nähen an mit einer fabelhaften Sicherheit und Akkuratesse. Ich habe die Nähproben und die Stickproben, die letzteren bald in Hochstich gehalten, deren Umrisse ihr meine Frau vorzeichnete, ohne zu sagen, von wem sie verfertigt wären, Sachkennern vorgelegt, die alle behaupteten, die Arbeiten seien von einer vortrefflichen Stickerin angefertigt.

In der Anlage befindet sich unter den ersten Stickereien das Bild eines Mannes und einer Frau. Beide wurden neben- und nacheinander gestickt. In aller Harmlosigkeit fragte meine Frau, was das kleine Zäpfchen bei der einen Figur zu bezeichnen habe — es war natürlich der Penis —, worauf die kleine Stickerin sofort beschämt errötete, verlegen wurde, sich eifrig daran machte, dieses

---

1) von den Steinen, . c. S. 280.

männliche Attribut zu entfernen und niemals mehr dazu zu bewegen war, ein gleiches Muster zu liefern.



Stickereien des Indianermädchens Korikrã
(auf 1/2 verkleinert wiedergegeben).
a) Mann. — b) Frau. c) Affe (Cebus).
d) Schlange (entweder Boa oder Crotalus).
e) Jararaca - Schlange. — f) Araucaria.
g) Zapfen der Araucaria?
h) Pflanzenmotiv, wahrscheinlich Commelina.
i) Stern? — k) ?. — l) ?

Sofort fieng sie auch an, sich fürs Schreiben zu interessieren; anfangs stets im geheimen. Sie schlich sich, wenn sie unbeobachtet

war, ins Obergeschoss wo ich eine kleine Schulstube habe, schrieb auf jeden erreichbaren Fetzen und schliesslich mit Kreide auf die hölzerne Tafel der Staffelei. Auch die verschiedenen Bücher, die bei mir herumliegen, begannen sie zu interessieren, ganz besonders Brehms Tierleben. Für Tiere zeigte sie überhaupt von Anfang an ein grosses Interesse und grosse Zuneigung. Schon in den ersten Tagen, als sie noch unaufhörlich weinte, hatte sie unter einem Baume meines Gartens ein halbes Dutzend eben geborener Jungen irgend eines Nagetieres entdeckt. Sie fand diese unter herabgefallenem Laube, umzäunte den Ort, an dem sie lagen, sorgfältig, sah alle Augenblicke nach ihnen, ob sie sich noch wohl befänden, und war bei ihrem Verschwinden oder Tode sehr betrübt. Die Leute halten auch in ihren Lagern stets irgendwelche Tiere, besonders Capivara, die sie hätscheln und um die sie sehr besorgt sind. Sie erzählte uns gelegentlich, dass sie einen kleinen Cebus-Affen besessen, der an ihrem Halse zu hängen pflegte. Das Tier hätte eines Tages von dem Honigvorrate des Vaters genascht, wäre darauf auf einen Baum geflüchtet, auf dem es eine Nacht geschlafen, und am andern Tage wäre es von ihrem Bruder erschlagen worden. Sie hätte darüber bitterlich geweint, die meisten andern hätten sie aber dafür ausgelacht.

Wir hatten sie bis dahin mit einigem Zwange zum täglichen Bade im Flusse mitgenommen; sie zog sich ihr Badezeug in aller Ehrenhaftigkeit geheim an, gieng wohl hinunter, wusch sich, klammerte sich aber sofort an die Pfosten der Badebrücke an und war nicht zu bewegen, einen Schritt weiter zu gehen. Sie fürchtete tatsächlich, dass wir sie im Strome ersäufen wollten. Aber eines Tages begann sie uns auszulachen und zeigte uns spontan ihre Schwimm- und Tauchkünste, die bewundernswert waren. Sie schwimmt paddelnd wie ein Hund, und ich als leidlicher Schwimmer komme gegen den Strom nicht gegen sie an. Das Schwimmen geht ohne Überstürzung mit der Regelmässigkeit einer gut funktionierenden Dampfmaschine. Beim Tauchen verfährt sie folgendermassen: Sie füllt die rechte Hohlhand mit Wasser, wirft etwas davon in das rechte und linke Ohr, den Rest in die Luft genau in der Richtung, in der sie unter dem Wasser schwimmen will, steckt darauf Zeige- und Mittelfinger der linken Hand in die Nasenlöcher, springt an wie eine Otter und verschwindet tief im Wasser. Sie taucht, ebenso die Nasenlöcher schliessend, auf dem Rücken liegend, unter, mit dem Strome treibend. Für unser Kunst-

schwimmen zeigt sie bis heute die grösste Verachtung. Ihr Vater hatte das unbewachte Schwimmen und Baden verboten; aber die Kinder seien sehr oft heimlich, sogar wenn Reif am Ufer lag, ins Wasser gegangen, hätten dann weislich so lange gewartet, bis das Haar getrocknet gewesen, und wären dann harmlos wieder nach Hause gekommen Wer von uns erinnert sich nicht dabei an seine Jugendjahre! Einen erwachsenen Mann hat sie beim Schwimmen mitten im Flusse untergehen sehen.

Gleich in der ersten Zeit schickte ich sie zu einem Zahnarzt, um ihre Zähne plombieren zu lassen. Der Herr hat dabei zum ersten Male die Zähne eines echten Indianers plombiert. Ich nahm als sicher an, dass sie sich das nicht gefallen lassen würde, die ganzen Prozeduren mit dem Abtöten der Pulpa und dem Bohren und Stopfen. Aber sie hatte die ganze Sache auf den ersten Blick begriffen. Zähne „fein machen“ nannte sie es. Sie war sichtlich stolz darauf, dass sie gefüllte Zähne hatte, und heute weist sie sofort auf jede Lücke hin, die im Entstehen ist. Jetzt will sie selber Zahnärztin werden.

Ebenso leicht war es mit der Angewöhnung an Fussbekleidung. Sie war es, die sie verlangte. Den ersten Versuch machte sie, augenscheinlich stolz, mit einem Paar Halbschuhe, die ihr etwas zu gross waren und ihr alle Augenblicke von den Füssen schlappten; aber sie trug sie mit der grössten Todesverachtung und quälte sofort um enge, den Knöchel umfassende hohe.

Natürliche Anlage für weiblichen Putz zeigte sie bald. Kleinen Tand in Form von Bändern kunst- und geschmackvoll als Schleifen fürs Haar, Halskrausen, Schärpen zu arrangieren, war das Werk weniger Tage. Zuerst ertappten wir sie dabei, wie sie dabei war, eine Nickelmünze mit einer Schere zu durchlöchern, um sie, auf eine Schnur gestreift, am Halse zu tragen. Kurze Zeit darauf hatte sie sich ein halbes Dutzend goldener Teelöffel an eine Schnur gebunden und um den Hals gehängt; darauf kamen Glas- und Wachsperlen, und heute blickt sie mit einiger Verachtung auf diese Industrieerzeugnisse europäischen Schachergeistes herab und schwärmt dafür, einmal eine goldene Kette zu tragen.

Vollständig fremd war ihr der Geldbegriff und ist es heute noch im Grossen und Ganzen. Münzen bis hinauf zum Golde galten ihr nur als Schmuckgegenstände. Selbstverständlich stand sie dem hier so reich vertretenen Papiergelde mit dem Gefühle absoluter Wurstigkeit gegenüber, auch dann, als sie unzählige Male

schon gesehen hatte, dass man im Tausche dafür andere bessere Sachen erhalten konnte. „Ach wat, Papier!“

Auffälligerweise zeigte sie eine ausserordentliche Wehleidigkeit gegenüber den kleinsten Verwundungen. Ihr ganzer Körper ist mit sehr häufig umfangreichen Narben bedeckt; aber bei dem winzigsten Risse an den Füssen oder Fingern legte sie sich selber aus Leinwandfetzen und Bändern Verbände an, die besonders an den Füssen mein grosses chirurgisches Interesse erregten. Ein komplizierter, geknoteter und sehr praktischer Verband.

Gegen Männer zeigte sie anfangs einen unüberwindlichen Widerwillen, selbst gegen männliche Kleidungsstücke. Meine Hosen oder Hemden auch nur zu berühren, verursachte ihr sichtlichen Widerwillen. Ein Teil dieses Gebahrens war, wie sich ergab, wohl auf das Konto der mörderischen Überfälle zu schreiben, denen ihr Stamm ausgesetzt war. Aber es bleibt noch heute, wo sie sämtliche jungen Leute Blumenaus mit ihren Verehrten und Angebeteten genau beim Namen, ihren kleinen Schwächen, ihren Auffälligkeiten in der Toilette besser kennt als ich selber, doch ein grosser Rest eines eigentümlichen natürlichen Schamgefühls, das dem Weibe spezifisch angehört. Man kann das Kind ungefähr in das Backfischalter registrieren, und Beobachtungen und Gefühle sexueller Art sind ihr — wie ich später erörtern werde — nicht fremd geblieben. Als ich sie des Trostes wegen in den ersten Tagen umarmte und auf sie einsprach, stiess sie mich regelmässig mit den Gebärden eines fürchtenden Abscheus zurück; aber nachher erzählte sie uns auch, dass sie sich ebenso gegen verschiedene junge Burschen verhalten habe, die, augenscheinlich zum Zwecke einer natürlichen Flirtation, den Rancho ihres Vaters besucht hätten. Die drastische, deutsche Bezeichnung ihrer Auffassung erfolgt noch heute unter dem Ausruf: „Ekelkerls“.

Für Musik zeigte sie bald grosses Interesse und natürliche Begabung. Als sie die erste Scheu überwunden, sang sie ihre Gesänge, zum grossen Teil ernsten beschaulichen Inhalts, und meistens im $^2/_4$ Takte in Moll. Später begann sie heitere Lieder in Dur und meistens im $^3/_4$ Takt gehalten. Oft machte sie sich das Vergnügen, mich im Nachmittagsschlafe absichtlich zu stören, indem sie mir, ziemlich nahestehend, ein Ständchen brachte. Es machte ihr ohne Zweifel ein grosses Pläsier, mich ein wenig damit zu foppen. Ich kaufte ihr darauf eine doppelte Mundharmonika, die sie in kurzer Zeit wohl zu benutzen verstand. Sie spielte aber niemals auf ihr

ihre Melodien, sondern erfand eigene. Ihre Freude war gross, als ich eine noch grössere nach Hause brachte, sechsfach und gut abgestimmt. Sie begann regelrecht den Takt bei ihrem Musizieren zu treten, den ganzen Körper rhythmisch zu bewegen, und gelangte bald zu einer solchen Fertigkeit, dass ich mich nicht getraue, ihr gleichzukommen. Aber sie bevorzugt stets den Dur-Akkord und den $^3/_4$ Takt.[1]) Aber sie beginnt schon die „kleine Musik" zu verachten und schwärmt für „grosse Musik". Interessant war ihr Benehmen bei dem Besuch von Kinematographenvorstellungen. Die erste Vorstellung, die sie besuchte, wurde mit einem stehenden Bild eröffnet, dem Porträt des brasilianischen Präsidenten. Der Angstschweiss trat ihr aus. Trotz allen Interesses wuchs ihre Angst beim weiteren Verlauf; sie meinte, es wären wirkliche Personen und wirkliche Vorgänge, die sie da zu schauen bekäme, und wir hatten Mühe, ihr beizubringen, dass es nur „Bilder" seien, die sie da sähe. Als sie es einmal begriffen, war ihr Interesse ohne Ufer und ihre Begeisterung ohne Grenzen.

Für Schulbesuch schwärmte sie bald, nicht wegen der Gesellschaft etwaiger Schulgefährten, sondern aus wahrer Lust, etwas zu lernen. In unserer Familie wird beinahe ausschliesslich Deutsch gesprochen; aber im Handumdrehen hatte sie eine Reihe portugiesischer Worte aufgenommen, die sie nebenbei gehört hatte, und sie schwört darauf, dass sie auch später „engler" (Englisch) lernen müsse. Wenn es nach ihr ginge, würde meine Frau vom Morgen an bis in die Nacht hinein sitzen, um ihr die Wissenschaften beizubringen.

Die Auffassung der Vorteile des Kulturlebens gegenüber dem Zustande des unkultivierten Nomadenlebens erkannte sie bald, und sie brachte sie drastisch zum Ausdruck. „Mama," sagte sie eines Tages „ich bin dumm, ich bin verrückt im Kopf!" „Warum denn?" „Da bei unsre Leut', dass ich so lange da war; hier gut, gut zu ess', kein kalt, da nicht fretten, da viel kalt."

Als wir das Kind zur Erziehung übernahmen, glaubten wir einer aussergewöhnlich schweren Aufgabe uns zu widmen, und in den ersten Monaten sank auch oft genug der Mut meiner Frau bedenklich. Aber schliesslich stellte sich die Mühe als viel geringer dar, als wir auch nur gedacht hatten. Man kann sich kein

1) Sie unterschied zwischen „trätata" und „trälala". Das erste war Dur, das andere Moll.

intelligenteres und auch kein dankbareres Kind denken. Lebhaft, aufmerksam in hohem Grade, alles, auch das Geringste, oft ohne sich etwas merken zu lassen, beachtend; von einer bewundernswerten Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart. Sie selber gesteht, dass sie in ihrem Lager auch sehr viel geschwatzt hätte und ihr Vater sie häufig deswegen gescholten und selbst „Kopfschmerz" bekommen hätte. Zum Gegensatze hätte man ihre kleine Schwester, die in der Tat sehr ruhig ist, „*patäema*" Kind[1]) genannt. Aber so weit ich die Entwicklung der übrigen Kinder überblicken kann, ist bei allen insgesamt eine solche Fülle von Intelligenz, von natürlicher geistiger Anlage vorhanden, dass ich es nur immer mehr bedauern kann, dass Kultur und Religion gegenüber diesen Leuten keine anderen Mittel zur Verfügung hat, als sie hinzumorden, statt ihre Anlagen zur rationellen Förderung der Kultur wilder Gegenden zu benutzen.

Wie ich schon oben erwähnte, war die Aufnahme ihrer Sprache ein schwieriges Ding und ist es noch heute. Die Leute wollen von ihrer Sprache nichts preisgeben, und dieses intelligente, halb erwachsene Mädchen fängt an, sie direkt zu verachten. Mehr als einmal hat sie uns kaum eins ihrer Worte verraten, und wenn sie, gutgelaunt, mir gestattete, mich mit Bleistift und Papier zu ihr hinzusetzen, war sie ungehalten darüber, dass ich das flüchtig gesprochene Wort nicht gleich regelrecht zu Papier brachte. „Meine Gespreck könnt ihr nicht; aber eure Gespreck ich kann." Hier und da freute sie sich aber, wenn sie plötzlich fragte: „Wie heisst?" und ich ihr die Bezeichnung in ihrem Idiom sagen konnte. Sehr schwer war es, aus ihr die Bezeichnung für die Verrichtung der Notdurft zu erhalten. Dutzendmale gefragt, verstand sie sich dazu, meiner Frau in leiser, unverständlicher Weise voller Scham die Worte ins Ohr zu flüstern, und noch heute ist sie ausser sich, wenn ich offen einmal, um sie zu ärgern, diese Worte gebrauche. Die Bezeichnung für die weiblichen Geschlechtsteile haben wir erst vor wenigen Tagen, also nach einer Erziehung von 16 Monaten, unter denselben Schwierigkeiten erhalten können, und über die männlichen schweigt sie sich vollkommen aus.

Auch das Zurschriftbringen der Sprache ist schwer, und das Standard-Alphabet reicht dazu nicht im geringsten aus. Man muss ohne Zweifel das Wort hören, um es nachsprechen zu können. Oftmals

---

1) *táema*-Himmel *patäema* der vom Himmel herabgekommene Schöpfergeist.

haben wir viele, viele Male ein Wort wiederholen müssen, bis sie endlich erklärte, so sei es richtig gesprochen. Singt sie, so kommen die Worte weit reiner zum Ausdruck, aber es ist unmöglich, sie so rasch festzuhalten, als sie singt.

Bei dem Erlernen der deutschen Sprache wurde, wie zu erwarten war, regelmässig das „r“ in „l“ und das „s“ in „t“ verwandelt: „Geole“ = „Georg“, „wat“ = „was“.

Das letztere dieser Worte führte zu einem wunderbaren Intermezzo. In der Familie eines verhältnismässig wohlunterrichteten Mannes wird eine kleine Kusine unseres Kindes erzogen. Das Kindchen antwortete auf die vielfältig wiederholten Fragen, wie sein Name sei, schliesslich mit dem Worte: „Wat?“ Und seit der Zeit sind die Leute felsenfest davon überzeugt, dass es „Wat“ heisst und auf alle meine Einreden, es heisse „Kundüsima“, lächeln sie nur und haben taube Ohren.

Von reinen Adverbien wurde lange Zeit ausschliesslich das Wort „wohin“ gebraucht. „Hast Du gut geschlafen?“ „Wohin?“ Das Wort ersetzte anfangs alles mögliche. „Schmeckt das Essen?“ „Wohin?“ — „Wieviele *sangma* (Araukarien-Zapfen) hast Du gesehen?“ „Wohin?“ — „Gefällt Dir das?“ „Wohin?“ — Nach der geistigen Erfassung dieses Wortes, das sie heute vollständig begreift, trat das Wort „wo?“ ein: „Wo geht?“ „Wo macht?“

Als Hilfszeitwort wird bis heute noch ausschliesslich das Wort „haben“ benutzt, das sie im Präsens leidlich gut abwandeln kann. „Ich habe böse,“ „ich habe gar nicht leiden“, „der Guschtav hat böse,“ „die Hanni haben hübsch“. Sehr rasch erlernte sie die Zahlwörter, und es gewährt ihr ein unheimliches, ohrenbetäubendes Vergnügen, die ganze Zahlenreihe bis zum Infinitum von so einigen Tausend abzuraspeln. Der Sprung von ihrem primitiven Zählen erfolgte auffällig rasch. Sie hat heute schon einen Begriff vom dekadischen Ziffernwert und der Bedeutung der Null. Seit langer Zeit weiss sie das Datum eines beliebigen Wochentags im Monat vorwärts und rückwärts zu berechnen. Damit gieng Hand in Hand die Auffassung der Zahl, insofern sie sich mit irgendwelchen Begebenheiten des bürgerlichen Lebens verknüpft. Man frägt sie, wann hat Hans oder Grete Geburtstag, und mit schauderhafter Gewissheit entfährt ihren Lippen das fatale Datum. Häufig genug weist sie dabei zu unserer Beschämung unserer eigenen Unwissenweit ihre Wege. Addition und Subtraktion im Zahlenraume 1—30

beherrscht sie ohne jeden Unterricht und mit dem Lächeln des Selbstbewusstseins.

Über ihr Zahlensystem bin ich bis jetzt noch nicht vollständig im Klaren. Es liegt nahe, an Fingerzählen zu denken, und ich habe anfangs auch angenommen, dass für die Sprache das Fingerzählen die Basis abgegeben. Nun ist folgendes sehr auffällig: Der Guarani-Indianer geht von den Fingern aus, beginnt aber beim Zeigefinger und lässt den Daumen ganz ausser acht. Für fünf sagt er *„acé pópetei“*, „das bezeichnet eine Hand“.[1]) Unsere interessante Tribus beginnt aber mit dem Daumen, den sie „Kopffinger“ nennt, dann kommt der Zeigefinger, dann die beiden, der Mittel- und Ringfinger zusammen, die e i n e n Namen haben und bei der Demonstration auch stets zusammengehalten wurden, dann der kleine Finger wieder apart. Dass sie nach dieser Weise zählen, ist ziemlich sicher; aber plötzlich kam sie mit einem andern, ganz eigenen Zahlensystem, das wir bis heute noch nicht richtig begriffen haben. Sie bemühte sich uns zu zeigen, dass die Zahlen in lauter Einser und Zweier zerlegt würden, dergestalt, dass, wenn es eine grössere, gerade Zahl wäre, vorn und hinten ein Einser stehen müsste. Zum Beispiel sollte 10 folgendermassen aussehen: 1, 2, 2, 2, 2, 1; diese Bezeichnung soll ins Unendliche fortgehen. Entweder zwei, oder überhaupt ein Paar, nannte sie stets u m - p é t k o, was beim Zählen in infinitum fortgesetzt wurde. Schliesslich gab sie aber die in dem Vokabularium stehenden Zahlen an[2]), und bis heute hat sie sich noch nicht dazu hergegeben, uns eines Genaueren zu belehren.

Ihre Haut ist ein helles, angenehmes Kupferbraun, vielleicht die hellste Nuance unter der Färbung aller Gefangenen. Man trifft bei ihnen eine ganze Reihe von Schattierungen bis hinauf zum dunkeln Bronzeton, obwohl körperlich sonst keinerlei Verschiedenheit auffällt. Hände zierlich und klein, dagegen die Füsse gross. Der Körper und die Extremitäten wohlgeformt. Wenn sie lacht, was sie häufig tut, ist ihr Gesicht wirklich hübsch. Die Menses erfolgen nach den gewöhnlichen Pausen und unterscheiden sich in Verlauf und Stärke durchaus in nichts von denen anders gefärbter Frauen. Gegen kleine und kleinste Verwundungen ausser-

1) Das ist der weitaus gebräuchlichste Ausdruck. Sehr selten hört man den anderen: *„irundi hae nirai“*.

1) 1. *toktenúnlo*, 2. *nunenglaéglo*, 3. *umarikélko*, 4. *umpétko* 5. *undupélemo.*

ordentlich empfindlich; aber eines schönen Tages setzte sie sich hin, ergriff eine Schere und schnitt sich eine enorme Warze, die sie an einem Unterschenkel hatte, radikal, ohne eine Miene zu verziehen, aus.

Der Bericht, den sie uns über ihre Lebensgewohnheiten, ihre Gebräuche und Anschauungen gegeben hat, ist mit der Zeit ziemlich umfangreich geworden. Ich bin ziemlich genau bis auf die Begebenheiten, die die Sexualia angehen, unterrichtet. Wenn sie bei Laune ist, was meistens nach dem Abendessen im Kreise meiner Frauen geschieht, plaudert sie gern und erzählt das, was man sie am Tage gar nicht fragen darf.

Seit den ersten Tagen, deren sie sich aus ihrem Leben erinnert, ist ihr kleines Dasein ausgefüllt von schrecklichen Begebenheiten und den Berichten fortwährender Wanderung. Und die Erzählungen ihrer Erwachsenen vervollständigen das Bild. Sie erzählt voller Schrecken ihre Erlebnisse mit den Weissen; aber ebensoviel Böses weiss sie von Indianern zu sagen, die ihnen dasselbe Leid angetan hätten. In grauenhafter Erinnerung stehen ihr Indianer, die ihre Haare ganz rund schneiden und rohes Fleisch ässen. Leute, die Indianer rauben und sie grausam Stück für Stück zerfetzen. Sonderbarerweise erzählte sie von dem Gebrauche einiger Stämme, ihre Gefangenen zu skalpieren, was sie uns zweifelsohne vorzeigte.

Meines Erachtens nach ist die Tribus in langjähriger Wanderung, die zwei oder drei Generationen verbrauchte, aus Matto Grosso zu uns heruntergestiegen. Ihre Gedanken hängen zwar stets an der Waldregion und beträchtlich an der Gegend der Araukarien, also an den Gegenden, die uns hier nahe liegen, aber sie bringt auch Beschreibungen von Bäumen und Früchten, die nur im Innern des Landes vorkommen. Ihre Mutter kannte das Guarani. Sie erzählt von dem Übersetzen über zwei gewaltige Ströme, deren Breite sie in vergleichende Verbindung mit unserem Itajahý bringt. Es unterliegt für uns keinem Zweifel, dass der grössere davon der Paraná in seinem Oberlaufe gewesen ist. Den Salto Guairá, von dem ich eine gute Abbildung besitze, erkannte sie auf der Stelle wieder und wusste beredt von dem ungeheuren Getöse, den dieser Katarakt verursacht, zu erzählen. Irgendwelche Ansiedlung eines auch nur halb zivilisierten Wesens war ihr und den Frauen nicht zu Gesicht gekommen. Von noch so primitivem Ackerbau, den selbst die Indianer des paraguayschen Chacos treiben, ist keine Rede. Tabak war ihr gänzlich unbekannt, doch kannte

sie Mais und Batate. Schwarze Bohnen hätten einmal die Männer von einem ihrer Züge mitgebracht, doch hätte sie niemand gegessen. Die Orange, die Banane waren ihr ebenso fremd, und es kostete sehr viele Zeit, bis sie sich daran gewöhnte. Salz war ihr nicht bekannt und dafür auch kein Name. Die Früchte der Cocos Romanzoffiana kannte sie und machte sich schon in den ersten Tagen daran, sie aufzuklopfen und ihre Kerne zu verzehren. Von Haustieren kannte sie nur das „*cavallu*“, das Rind, aber das Pferd war ihr erst bekannt geworden, als man sie im Wagen hierher fuhr. Nur den Hund hatte man gehabt, den „*cachole*“ (cachorro), den ihre Leute zur Jagd benutzt hätten, und viel wusste sie von einem weissen Hunde zu sagen, der der Liebling ihres Vaters gewesen. Die Bugerjäger selber brachten unter ihren Beutestücken einige junge Hunde mit, die einer langhaarigen, schwarzen, weissgefleckten Rasse angehörten; die Tiere waren augenscheinlich aus schon kultivierten Gegenden von den Indianern gestohlen worden.

Die Nahrung der Tribus bestand fast ausschliesslich aus Fleisch: Affen, Tapire, Pampashirsche, Tukane, Penelopen, Agutis, Pakas, Nasenbären, Schweine. Sie werden geschossen oder in Schlingen gefangen. Das Fleisch wird gebraten oder gekocht, falls man einen Topf hat. Von der Fabrikation von Töpfen aus Ton hat das Kind niemals auch nur das geringste erzählt; und auch die Indianerjäger berichten, dass der Vorrat von Kochtöpfen, den sie angetroffen, nur aus alten, eisernen Töpfen europäischen Ursprungs bestanden hätte, die irgendwoher gestohlen worden wären.

Doch war Schmalhans bei den Leuten oft Küchenmeister. Die Jagd war sehr unergiebig, und oft hatten sie tagelang nichts zu essen. Neben dem Frost haben sie besonders an Hunger zu leiden. Die Männer liegen fast ausschliesslich der Jagd ob, und die Frauen kochen, weben und flechten. Dehnen sich unergiebige Jagdzüge lange aus, und kehren die Männer nicht bald mit der Beute zurück, so sind Weiber und Kinder in arger Bedrängnis. Die Weiber stellen für kleines Wild Schlingen, und als besondere Heldentat wurde von dem Mädchen erwähnt, dass ihre Mutter einmal bei solcher Gelegenheit einen Tapir erbeutet hätte.

Neben dem Fleisch kommt am meisten die Frucht der Araukarie in Betracht. Sie wird entweder geröstet gegessen, oder sie wird in folgender Weise zubereitet: Man sucht sich den Lauf eines kleinen Baches auf, höhlt in seinem Bette eine Höhlung aus, häuft in ihr eine Quantität der Araukarienfrüchte auf, zäunt alles sorg-

fältig mit Stäben ein, überdeckt den ganzen Vorrat mit Zweigen und Blätterwerk und überlässt den köstlichen Schatz für eine Reihe von Wochen einer Gärung. In der Zeit zieht man meistens davon, um dann, wenn die Delikatesse fertig ist, wieder dahin zurückzukehren. Leider träfe es sich dann gar nicht allzuselten, dass schon andere Schlecker da gewesen seien, die den Schatz gehoben und verspeist hätten.

Ausserdem ernten sie von den männlichen Zapfen der Araukarie den Pollen. Man ist überrascht, eine welche Menge von Staub man aus solch einem Zapfen schütteln kann. Er wird sorgfältig gesammelt und mit Wasser zu einer Suppe gekocht. Das Mädchen machte uns das vor.

Fische haben die andern gegessen, sie selber aus Furcht nicht.

Eine grosse Rolle spielt bei ihnen der Honig. Er wird roh genossen und besonders dazu benutzt, ein berauschendes Getränk herzustellen. Ein grosser dicker Baum aus weichem Holz — augenscheinlich gibt das Holz in seinem Safte auch ein Ferment her — wird mit vieler Mühe in halber Manneshöhe gefällt, in dem Stamme eine grosse Höhlung hergestellt, nach der Beschreibung fast einen halben Kubikmeter fassend, diese Höhlung mit Honig und Wasser gefüllt, bedeckt und der Inhalt der Gärung überlassen. Bei dem Genusse des geistigen Getränkes, was übrigens der Schwierigkeit der Herstellung wegen nur selten und dann um die Zeit des Vollmonds geschieht, werden Feste gefeiert, es wird getanzt und gesungen.

Die Erzählung der Indianerin deckt sich vollständig mit der der Indianermörder bei dem letzten Überfalle. Die Leute benutzten ein solches Fest, um über die vergnügte Schar herzufallen, als sie im Schlafe lag. Auch fand man den merkwürdigen Gärbottich genau, wie ihn das Kind beschreibt; er heisst *kakaégma.*

Weiter erzählt es, dass zu diesen Festlichkeiten nicht selten andere Indianertribus zum Besuche erscheinen. Sie kommen einige Tage vor dem zu erwartenden Genusse. Man säubert sorgfältig ein Stück möglichst ebenen Landes, das nur mit Unterholz bestanden ist, glättet den Boden und errichtet rund herum kleine Hütten. Bei dem Feste wird dann in eigentümlicher Weise getanzt. Zwei Parteien tanzen gegeneinander, also ein richtiger Contretanz, während der sonst übliche Tanz nur ein Kreistanz ist. Nach Beendigung der bescheidenen Festlichkeit gehen die Besucher wieder von dannen.

Die Hauptfrucht, die der Araukarie, gibt zugleich den Namen für den Winter. Das Kind unterscheidet zwei Jahreszeiten, die eine, wenn die Sonne niedrig steht, und die andere, wenn sie in hohem Bogen über uns hinwegzieht. Der Winter heisst identisch mit der Frucht der Araukarie, die im Winter reift, „*saūgma*", der Sommer „*plénema*". Ich vermute, dass auch die Bezeichnung für Sommer irgend eine Beziehung auf Blüte oder Frucht hat.

Das Feueranmachen mit Zündhölzern machte ihr anfangs ein grosses Vergnügen. Sie ward nicht müde, eines um das andere anzureissen, und zum Danke versuchte sie, uns ihre Art des Anzündens zu zeigen. Sie trat mit beiden Füssen auf ein Stück Holz, stemmte einen einem Manne bis zu den Augen reichenden Stab auf die Mitte des Holzes und begann, diesen in ihren Händen zu quirlen. Ohne Resultat. Aber sie sagte, man brauche ganz bestimmte Holzsorten dazu die sie vergeblich in der Nachbarschaft suchte.

Die Leute scheinen bei ihrer Kochkunst ein wenig Feinschmecker zu sein. Wir assen neulich Tapirfleisch, was sie sofort erkannte und wobei sie meinte, dieses Fleisch müsse, um wirklich gut zu schmecken, auf den Kohlen eines ganz bestimmten Holzes geröstet sein. Auf die Frage, ob sie auch Schlangen ässen, entgegnete sie mit allen Zeichen des Abscheus. Die Bugerjäger behaupteten, in dem letzten Lager eine Art Wurst, fabriziert aus dem Magen und dem Fleische des Tapirs und gesotten, gefunden zu haben, was unsere Berichterstatterin aber als Märchen bezeichnete und auch sogleich damit begründet, dass sie weder Wasser noch Töpfe besessen hätten. Tatsächlich war sie auch an den Genuss der Wurst sehr schwer zu gewöhnen.

Eier scheinen sie nicht zu essen; sie sagt es so, und anfangs spuckte sie sofort den kleinsten Bissen eines Eies aus. Als sie sich auch an Eier zu machen begann, ass sie anfänglich nur das Weisse und verschmähte das Gelbe.

Die Bemalung der Haut ist einfach. Sie wird mit schwarzer Farbe ausgeführt und besteht aus einem dicken Striche, der von der Nasenspitze aufwärts über den Nasenrücken und die Stirn bis zus Haargrenze führt; daran schliessen sich je zwei etwas divergierende Striche, die auf beiden Seiten der Wange verlaufen und über und unter den Nasenflügeln beginnen. Bei halberwachsenen Mädchen malt man auf die Stirn eine Menge Tupfen von der Grösse

der Kuppe des kleinen Fingers. Die Abende, an denen sie unsere Familie kunstgerecht anmalen durfte, waren unbändig heiter.

Die Schnüre für die Bogen werden in mühseliger Arbeit von dem Baste diverser Philodendron-Arten, und zwar von dem der Luftwurzeln verfertigt. Sie zeigte uns die Prozedur an einem Philodendron pertusum, den ich im Garten habe, und bedeutete uns, dass die richtige Herstellung bei weitem länger dauere, weil sie mit aller Peinlichkeit geschehen müsse. Dickere Bastlagen werden vorsichtig geschabt, dann in Stücken auseinander genommen, wieder geschabt, wieder geteilt und die Prozedur so lange wiederholt, bis ein Bündel feiner zäher Fasern vorhanden ist. Diese werden dann mit grosser Sorgfalt auf dem Schenkel gedreht.

Die Nadeln, die sie gebrauchen, sind originell, sie sind Nadel und Faden in einem Stück. Man benutzt dazu die Mittelfasern der Rhachis verschiedener Kokosarten. Nach ihrer Angabe müsste aber der Wedel frisch vom Stamme genommen werden, da die abgefallenen Wedel kein gutes Resultat lieferten. Das eine Ende eines entsprechend dicken Bündels wird auf die Länge eines Mittelfingers sauber geschabt, dieses Ende wird schnell über Feuer gedreht, dadurch geglättet und gehärtet, während der Rest als Faden hängen bleibt. Wir konnten uns überzeugen, dass diese eigentümliche Nadel vortrefflich näht. Bricht die Spitze der Nadel ab, so wird der Rest, falls der Faden noch die Mühe lohnt, wieder im Feuer zurecht gemacht.

Die Kleidung ist beinahe Null. Die Männer gehen ganz nackt, sie haben nur Bein- und Lendenschnüre; die erwachsenen Frauen scheinen fast alle das Lendentuch zu tragen. Das Haar wird geschnitten, und zwar durch die Frauen. Die Tracht sieht man auf den beigegebenen Tafeln. Leider kann ich nicht feststellen, womit man sonst die Haare geschnitten; denn die Indianerin ist stolz darauf, dass ihre Tribus im Besitze einer Schere gewesen sei, die man ihrer Mutter anvertraut hätte; diese habe dann die Friseuse des Stammes gemacht.

Beinschnüre und Lendentücher werden ausschliesslich aus einer in Südamerika vielverbreiteten Nessel hergestellt. Nach der Beschreibung ist schon die Zubereitung der Faser sehr mühsam. Die Stengel werden getrocknet, geklopft, der Bast abgezogen, in Aschlauge gekocht, wieder getrocknet und in der Sonne gebleicht, dann noch einmal in Lauge gesotten und wieder gebleicht. Die Faser ist nach solcher Zubereitung allerdings vortrefflich und so glänzend,

wie sie nur ein Ramiéfabrikant sich träumen lassen kann. Die Weberei ist eine reine Knüpfarbeit. Der Aufzug besteht aus beliebig vielen Fäden, der Einschlag wird mit unendlichem Faden gemacht; sie hat uns diese Arbeit vorgemacht, und wir bewahren eine Probe auf. Sie ist bis jetzt noch nicht zu bewegen, zu sagen, mit welcher Farbe sie ihre Fäden färben[1]); die Farbe, mit der sie ausschliesslich ihr Stickgarn färben, ist ausnahmslos ein dunkles Rot von wunderschöner Farbe. Fangen sie in der Kulturgemeinschaft an zu sticken oder auch nur zu nähen, so verschmähen sie jeden andern Faden, der nicht diese Farbe hat; selbst hellrote Fäden verachten sie gegenüber der Lieblingfsarbe. Dass der Ausdruck für grün und blau derselbe ist, *(kulu taigma)* kann man aus dem Vokabularium ersehen, was man auch bei andern Indianersprachen feststellen kann. Es liegt der eigentümlichen Bezeichnung aber keinerlei Anomalie des Farbensinns zugrunde. Als sie die deutschen Bezeichnungen der beiden Farben kannte, gab es weder bei Proben, noch weniger bei der Toilettenfrage irgend ein Zaudern. Der „Perikito-Theorie" des Herrn von den Steinen[2]) wage ich aber nicht zu folgen. Mir scheint es doch, dass in der Auffassung der Farbe und der Verdolmetschung dieser Auffassung auf dem Wege der Sprache ein gewisser Schwellenwert existiert, der erst durch die Kultur und ihre verfeinerte Analyse überschritten wird. Man streitet sich ja heute noch über die Frage, ob die homerische Gefolgschaft farbenblind gewesen ist oder nicht. Herr von den Steinen bemerkt richtig, dass die Frage vielleicht nur durch die Linguistik zu lösen ist. Aber auch die hat ihre Bedenken. Im Guarani heisst rot *„kololó"*. Dasselbe Wort beinahe (*kulu-ló* „rosa") finden wir in unserem Vokabularium. Es ist nutzlos, in diesem Worte irgend eine linguistische indigene Wurzel zu suchen. Alte Paraguayer belehrten mich, dass das eigentlich das kastilianische Wort „colorado", „gefärbt", im weiteren Sinne „rot" bedeuten soll, und die Leute hatten sicher recht. Sucht man die Wurzeln der Worte für die Bezeichnung der Sprache, so soll man sie in der eigentümlichen Klangauffassung der Vokale suchen. Es ist psychologisch bekannt, und interessante Beobachtungen von Psychiatern bestätigen das, dass jeder Mensch sich bei der Anschauung einer Farbe unwillkürlich an einen unserer

1) Eben erzählt sie, dass die Färbung mit zerschnittenen Wurzeln eines Krautes geschähe, das *„saxonoma"* heisse.

2) l. c. S. 420.

Vokale erinnert. Ich selber empfinde beim Anblick des Gelben stets den Reiz, den Vokal „i“ damit zu verknüpfen. Das „a“ identifiziere ich mit dem Weiss, „o“ mit blau, „u“ mit rot. Aber bei der Anschauung des Grünen komme ich in psychischen Zweifel; ich schwanke nach dem „o“ hin wie ein Indianer, und ich habe das Gefühl, dass das nicht genügt, mir ein Diphthong nötig ist, um diese merkwürdige sprachliche Identifizierung festzulegen. Im übrigen heisst auch im Guarani „*hobi*“ sowohl grün wie blau. Man mache den Versuch, dem raffiniertesten Kulturmenschen „entre chien et loup“ zwei Proben von grünem und blauem Tuch“ vorzulegen. Sind die Farben nicht ganz deutlich ausgesprochen, so wird man eine Menge Leute finden, die im Zweifel sind, ob sie blau oder grün vor sich haben. Mir passiert es häufig am Tage, und doch ist grün und blau eine widerliche, das Auge beleidigende Zusammenstellung. Doch dieses nur nebenher. Jedenfalls ist ein intensives Studium der Farbenfrage, für die weder die Heringsche, noch die Young-Helmholtzsche Theorie der Farbenblindheit eine befriedigende Lösung gibt, ein interessantes Objekt.

Kehren wir nun zu unseren Indianern zurück. Der Vater des Kindes war das, was wir vulgär „Kaziken“ nennen. Im Guarani nennt man noch heute einen einflussreichen Menschen, besonders in der Politik, einen „*caraí guazú*“, einen „grossen“ Mann. Es scheint mir, dass die Häuptlingsfrage bei den Indianern nur auf die Rücksicht der körperlichen Grösse hin gelöst wird. Alle hier in Santa Katharina von Indianern überfallenen Leute erzählen übereinstimmend, dass die Führer ausserordentlich grosse Leute gewesen seien, die weit über ihre Mitläufer hinausragten. Einige ernste Waldläufer erzählen sogar, dass die im Bachsande gefundenen Indianerfährten stets die Fusstapfen eines grossen Mannes gewesen seien. Das ist um so auffallender, als unsere Indianer überhaupt grosse Füsse haben. Das Kind sagt, dass ihr Vater ein sehr grosser Mann gewesen. Sie verglich ihn mit dem grössten, ihr hier zu Gesicht gekommenen Burschen aus Blumenau und meinte, dass der ihrem Vater nur bis an den Hals gereicht habe. Ihr Grossvater, den sie selber nicht gekannt, soll nach den Erzählungen ihres Stammes noch grösser gewesen sein. Dass sie die Tochter des Führers gewesen ist, unterliegt — auch nach den Erzählungen der Bugermörder zu schliessen — keinem Zweifel. Die wenigen Tage, die sie im Kloster hier zubrachte, wurde sie von den übrigen Mitgefangenen mit auffälligem Respekt behandelt; sie wuschen

ihr jeden Morgen das Gesicht und die Hände mit grosser Sorgfalt und boten ihr stets zuerst von der vorgesetzten Speise an. Sie erzählt, dass allein ihr Vater drei Frauen gehabt, alle übrigen nur je eine. Die Verheiratung mit der der ersten folgenden ist allerdings nicht ohne Widerstand der Hauptfrau vor sich gegangen; als ihr Vater erklärte, er nehme noch die und die zur Frau, habe ihre Mutter bitter geweint und dann ärgerlich erklärt, so solle er denn auch gleich als dritte die Schwester der Auserwählten nehmen, welchen Rat er auch befolgt habe. Übrigens sei ihre Mutter in ihrer ersten Ehe schon mit dem Bruder des Vaters verheiratet gewesen, der in einem Kampfe umgekommen sei. Die Frauen seien ausnahmslos kleiner Statur gewesen, ihre Mutter sogar sehr klein. Die grösste Frau des Lagers sei die gewesen, die ich in der Anlage (Tafel IV Abb. 1) in Photographie bringe. Der Vater unseres Pflegekindes hat ein gewisses Richteramt gehabt. Die Streitigkeiten zwischen den Parteien schlichtete er durch Eiferworte und häufig genug durch Schläge, ganz besonders bei Zwistigkeiten zwischen Mann und Frau habe es Hiebe von ihm geregnet, auch seine Frauen habe er oft geprügelt. Diebstahl im Lager und jede kindliche Lüge habe er streng geahndet, und in seiner Gegenwart habe keinerlei unzüchtiges Wort fallen dürfen. Auch sei er ausser sich gewesen, wenn sich ein junger Bursche ohne ernstliche Absichten in der Nacht zu einem Mädchen geschlichen habe. Den einzigen obzsönen Scherz, den er sich am Lagerfeuer erlaubt, seien spassige Bemerkungen über die Länge der verschiedenen Penes gewesen. Sie hat zugesehen, wie einer der Indianer exekutiert wurde. Wie es scheint, aus Eifersucht, erschlug einer einen Tribusgenossen im Schlafe und entfloh darauf. Man lief hinter ihm her und tötete ihn mit Axthieben.

Bei der Eingehung der Ehe scheinen keinerlei Zeremonien obzuwalten, doch geht sie als ein gewisser stammesrechtlicher Akt vor sich, der anerkannt ist. Wer sich lieb hat, nimmt sich. Einmal habe ihr eigener Bruder ein junges Mädchen einem Burschen zur Ehe zugeführt, dasselbe habe nicht bleiben wollen, sei am nächsten Tage zurückgekommen, aber mit Gewalt zurückgeführt worden. In dem ersten Jahre der Ehe scheint es sehr stürmisch zuzugehen; die Frau erhält ziemlich viel Prügel, erst wenn sie geboren hat, beruhigt sich der Ehemann. Nach der Beschreibung scheint Eifersucht die Ursache zu sein. Über geschlechtliche

Vorgänge hat sie uns noch keine Auskunft gegeben, nur sagt sie, dass das alte Kindermärchen von dem Storche und dem Teiche ebenso wie bei uns den Kindern abends am Feuer erzählt wird. Gestern aber, gelegentlich der Niederkunft einer Nachbarin meinte sie, die Sache mit dem schwarzen Vogel sei ganz anders und sie wüsste wohl, wie der Vorgang sei.

Bei der Geburt eines Mädchens scheint man kein grosses Gewese zu machen. Anders bei der eines Knaben; am dritten, spätestens aber vierten Tage geht der Vater in den Wald auf die Jagd und bringt Wild nach Hause. Die Wöchnerin selber hat es zuzubereiten; aber weder sie selber noch ihr Mann haben einen Bissen von der Speise anzurühren, alles verzehrt die besuchende Gesell- und Freundschaft. Nach Verlauf einiger Jahre, sie wies auf zwei- bis dreijährige Kinder, wird ein neues Fest gefeiert, bei dem auch die Eltern schmausen dürfen. Bei dieser Gelegenheit scheint den Knaben der Lippenpflock, ausnahmslos aus den Wurzelanschwellungen der Araukarie fabriziert, nagelförmig, vielleicht 2 Zoll lang, in die Unterlippe getrieben zu werden. Zu diesem Zwecke berauscht man die Kleinen direkt mit Met. Sie schildert drastisch die Folgen des Rausches, den ersten Katzenjammer und zugleich die Schmerzen der Kinder, wenn sie am andern Tage mit dem Pflocke in der Lippenwunde erwachen.

Eigentümlich, und ich glaube noch nie berichtet, ist die Behandlung der Toten. Die Leichen der Erwachsenen werden auf einem Holzstosse verbrannt, die der Kinder begraben. Stirbt die verheiratete Frau, so entfernt sich der Mann und der Stamm errichtet das Holzlager; darauf holt man ihn und zündet den Holzhaufen an. Gleich darauf begibt sich der Witwer wieder allein in den Wald und kommt erst zur gleichen Mondphase wieder zum Vorschein.

Die Namensbezeichnung geschieht nach der Verwandtschaft. Alle haben eine ganze grosse Reihe von Namen. Die Namen von Tanten, Onkeln, Vettern und Basen werden dem Kinde beigelegt. Nur ein Name ist der wirkliche, in unserem Falle „Korikrá“; ihr Bruder habe sie scherzweise immer „Dési“ genannt, Abkürzung von Lajondési. Ihr vollständiger Name lautet: Korikrá-Laksi-Lajondési-Ungró-Waimũsia.

Heute erhielt ich die Nachricht, dass die Bugermörder auf zwei Begräbnisplätzen von Indianern je ein rohes hölzernes Kreuz gefunden hätten. Es ist wohl anzunehmen, dass das andere zivili-

sierte Leute angefertigt haben. In Südamerika ist es Sitte, an den Stellen, auf denen Menschen umgebracht wurden, solche Hölzer anzubringen.

Ich komme dabei auf die mythologischen Fabeln dieser Leute zu sprechen. Es ist merkwürdig, dass der Stamm an die Seelenwanderung glaubt, aber nur an die der weissen Rasse. Der Weisse erscheint immer wieder auf der Erde, soviel er auch sterben möge; der Indianer nie mehr. Jedoch kommen alle Indianer nach ihrem Tode zusammen irgendwohin, und falls sich Ehegatten in ihrem Leben gegenseitig die Treue bewahrt haben, finden sie sich wieder.

Von der Sonne erzählen sie, dass sie einmal nicht mehr auftauchen würde, und dann ende die ganze sichtbare Welt.

Die Menschen wurden von einem vom Himmel gefallenen Schöpfer geschaffen, der „*Patáema*" heisst. Eigentümlicherweise geben sie den Namen auch Weibern und nicht Männern. *Patáema* schuf zuerst lauter weisse Menschen und blieb bei ihnen; aber eines Tages kam eine sehr grosse Schlange und frass seine ganzen Machwerke auf. Darauf schuf er lauter Indianer und blieb wieder bei ihnen. Aber einstmals kamen wieder Weisse, die den Indianern Schusswaffen (Feuergewehre?) brachten. Die Indianer wollten sie annehmen; aber *Patáema* warnte sie, weil die Waffen zu schwer für sie seien. Ob sie sie trotz seiner Warnung angenommen haben, erzählt sie nicht; aber *Patāema* verschwand. Ausser diesem Hauptschöpfer gibt es noch zwei andere, deren einer *Sesáemu*, der andere *Grindóma* heisst. Auch diese fielen vom Himmel, sie erschufen aber nur Tiere. Ein Kind, das sich sehr gut und freundlich beträgt, heisst ein *patáema*-Kind.

Ausserdem bewahren sie die Sage von einem ungeheuren Wasser, aus dem die Sonne auftaucht und wieder untergeht. Gesehen hat es aber niemand von ihnen.

Das Schicksal der Leute ist traurig und ihr Leben kurz; sie haben keine alten Leute. Mit vielem Scharfsinn begründet die Kleine diese Kurzlebigkeit mit den Gefahren, die sie laufen, und den Krankheiten, denen sie verfallen. Weisse und Braune trachten ihnen nach dem Leben. Der Hunger ist häufig sehr gross und der Frost stark. Grosse Furcht haben sie vor giftigen Schlangen und dem Jaguar, ganz besonders vor der schwarzen Varietät. Sie erklärt uns, dass der eigentümliche Marsch, einer hinter dem andern, nur auf die Furcht vor Schlangen zurückzuführen sei; voran gehen

ein paar achtsame Leute, und die nachfolgenden treten in ihre Tapfen. Die Schlangenbisse werden mit Ligatur behandelt, die aber zur Gangräne des abgeschnürten Gliedes führen soll. Am abendlichen Feuer spielen die Gefahren des Jaguars eine grosse Rolle in der Unterhaltung; die Erwachsenen erzählen, und die Kinder hören schauernd zu. Kinder würden viele von den Bestien weggetragen. Sie erbat sich häufig die Gunst, uns das Gebahren eines Jaguars vormachen zu dürfen; verborgen in der Küche, begann sie zu grunzen und zu brummen, erst leise, dann näherkommend immer stärker. Leise schlich sie in das anstossende Speisezimmer, in dem wir abends zu sitzen pflegen, um dann mit einem furchtbaren Ruf auf den Nacken irgend eines zu springen, die Hände in den Hals zu drücken und die Zähne in den Nacken zu schlagen.

In ihrem Lager gab es eine Frau, der ein Jaguar die ganze Kopfhaut vom Schädel gerissen und sonst scheusslich verunstaltet hatte, die aber mit dem Leben davon kam. Aber ihr Mann trennte sich wegen ihrer Verunstaltung von ihr. Da hätten dann die übrigen Männer und Frauen das arme Weib immer redlich mit Speise versorgt. Einer der Indianer wäre bei einem Kampfe mit dem *mengma* (Jaguar) um seinen Arm gekommen. Ziemlich genau beschreibt sie eine Krankheit, die sehr viele Kinder dahinraffe, und die nichts anderes sein kann als der Würgengel Diphtherie. Sie beschreibt die weissen Belege im Halse, die Schmerzen, die Anschwellungen und den Erstickungstod. Etwas ähnliches wie Pocken hat sie nie beschrieben. Die Existenz der Diphterie ist auffallend. Wenn die Männer auf ihren Fahrten auch hier und da einmal eine Decke gestohlen haben mögen, so können sie das nur auf dem letzten Teile ihrer Wanderschaft getan haben, und die Ansteckung kann nicht auf diese Weise erfolgt sein. Die Krankheit hat die Tribus dezimiert, so lange das Kind eine Erinnerung hat. Vom Zähneziehen mit den Fingern berichtet sie ebenfalls.

Ärztliche Hilfe haben sie; aber sie ist nicht organisiert und gewissen Leuten anvertraut. Meistens wird sie von Frauen ausgeübt; aber eine wisse ein Mittel für die eine Krankheit, die andere für eine andere. Eine grosse Rolle scheint eine Commelina-Art in ihrer Medizin zu spielen, die übrigens auch bei den waldbewohnenden Brasilianern als harntreibendes Mittel angewendet wird. Im Anfange ihres Aufenthaltes wandte sie sie alle Augenblicke an und empfahl sie uns selber dringend bei Kopfschmerzen. Sie zerkaute die Pflanze und schmierte sich das ganze Gesicht

damit ein. Einer von uns war auch so geduldig, sich selber dieser Prozedur zu unterziehen, was sie sehr befriedigte. Als eins von einem Bronchialkatarrh heimgesucht wurde, versprach sie, uns ein unfehlbares Mittel in einer anderen Pflanze zu besorgen, konnte sie aber trotz eifrigen Suchens nirgendwo finden.

Beschwörungen scheinen nie bei Krankheiten gebraucht zu werden, sondern nur bei auffälligen Naturereignissen, besonders bei starkem Gewitter, das sie so lange nachdrücklich beschwören, wobei sie sich unaufhörlich verbeugen, bis es endlich zu Ende geht.

Befragt darüber, ob sie Menschen töten aus feindseliger Absicht, protestiert sie mit allen Zeichen der Entrüstung. Sie weiss davon, dass ihr Onkel von der ersten Nebenfrau den Indianerjäger Bento erschossen hat, und hat auch von Hörensagen, dass in der Kolonie Hansa ein etwa zwölfjähriges Mädchen von ihren Angehörigen getötet ist. Das sind die einzigen Erinnerungen, die sie von Morden ihres Stammes an fremden Leuten hat. Sie sagt offen, dass der Hunger und der Frost ihre Leute dazu treibe, möglichst unbeobachtet sich einzuschleichen, um zu stehlen. Sie selbst hat es nie gesehen und keine Frau oder Mädchen hat sich je daran beteiligt oder ist dazu aufgefordert worden. Auf diesen Diebszügen bleiben die Männer oft sehr lange weg, und ihre Beute sind Decken und Metallstücke, besonders Sägeblätter. Wenn es irgendwo zu einem Morde gekommen sein sollte, so sei die eigene Kopflosigkeit der Indianer daran Schuld. Diese Angabe wird bestätigt einmal durch den übereinstimmenden Bericht aller Angegriffenen, die erzählen, dass die Indianer ihren Anfall durch ein vorhergehendes Geschrei ankündigen, das genug Zeit lässt, sich entweder in Sicherheit zu bringen oder aber sich zur Wehr zu setzen; dann durch den Überfall in der Hansa, bei dem ein paar Decken oder Federbetten gestohlen wurden. Das Mädchen, statt zu fliehen, schlug Lärm, und in dem Tumult wurde es erschlagen. Es blieb ein Säugling in einer Wiege im Hause, dem die Indianer nichts zu Leide taten, ihn sogar in aller Behutsamkeit aus der Wiege hoben und heil auf den Fussboden legten. Ein weiterer Beweis wäre der, dass allgemein behauptet wird, sie giengen niemals durch die Tür des überfallenen Hauses, sondern schlügen stets einen Eingang durch die Wand des Hauses. Das kann ich nicht verbürgen und glaube es auch nicht recht. Bei dem ersten in Blumenau stattgehabten Überfalle, den ich im Eingang erwähnte, drangen sie durch die Tür ein. In diesem Falle aber auch wäre ein Beweis gegen den absoluten Blutdurst

der Indianer einigermassen zu begründen. Vor einiger Zeit, in der Zeit meines Hierseins, geschah ein Überfall auf der Serrastrasse auf eine Viehtreibertruppe. Dabei wurde eine Person getötet und eine andere, eine mir bekannte Person, durch einen Pfeilschuss verwundet. Bei der Truppe befand sich ein Pater des Franziskanerordens. Nun behaupten sämtliche Viehtreiber des Staates, dass sie eher von den Indianern angegriffen werden, wenn sie einen Mönch in der Kutte bei sich haben, als wenn sie allein reisen. Es mag das ein Seitenstück zu dem Glauben sein, den alle unsere zur See fahrenden Schiffsleute haben, dass die Anwesenheit eines Mönches auf dem Schiffe irgend ein Unglück während der Fahrt bringt, und die sonst so religiösen Matrosen pflegen auf dem Schiffe regelmässig vor dem Pater auszuspeien, um das Unheil abzuwenden. Der Mann, der von dem Pfeilschuss verwundet wurde, erzählte mir selbst, dass er den Pfeilschuss gar nicht gespürt, auch keinen Indianer gesehen habe. Aber die Legende wurde gemacht. Nach ihr habe der Pater, nachdem der eine Viehtreiber geschossen wurde, den ihn bedrohenden Wilden, der schon auf ihn angelegt, mit dem Kreuzeszeichen beschworen, der Wilde wäre besänftigt worden, hätte den Pater laufen lassen, der sei dann nach wenigen Augenblicken wieder zurückgekehrt, um den Sterbenden mit den Tröstungen der Religion zu versehen, worauf er hinaufgepilgert sei heil und ganz. Tatsache ist, dass der Herr fürchterlich gelaufen ist, dabei einen Strumpf verlor und nur mit einem am nächsten Ort ankam, und diesen übrig gebliebenen Strumpf schickte man nach Rom in das Museum der katholischen Märtyrer. So hat es mir ein verstorbener Franziskaner, der Pater Meinulf Gutberlet, mit dem ich viel umgieng, erzählt. In jedem Falle ersieht man, dass diese Indianergeschichten noch heute viel vom Lederstrumpf an sich haben.

Aus dem Raube von Sägeblättern stammen sämtliche Lanzen, die die Leute haben. Sonst ist ausser ihren Pfeilen die Holzkeule ihre gewichtigste Waffe. Da die Sägeblätter entweder schmal oder verhältnismässig breit sind, haben sie auch zwei Sorten von Lanzen, die meisten schmal, weil die meisten gebrauchten Sägen so sind, und wenige breite, die von breiten Holzsägen abstämmen. Nun schmieden die Leute kalt. Die Anwendung des Feuers zur Erweichung der Metalle ist ihnen gänzlich unbekannt. Man vergegenwärtige sich nun die unendliche Mühe, die sie haben müssen, ein solches Sägeblatt zu einer Lanzenspitze umzuschmieden, es in

einen Schaft einzufügen und den Hals mit kunstgerechtem Flechtwerk zu befestigen. Das Flechtwerk ist dabei noch im Muster eine Kunstarbeit. Alte Waldläufer sagten mir häufig genug, dass es ihnen als eine kaum denkbare Mühe vorkomme, mit diesem aus so dünnem Stahlblatte hergestellten Instrumente einen Tapir zu töten, der eine so harte Haut hat.

Trotz der grossen Mühe, die diese Indianer haben, sich durch ihr kurzes Leben zu kämpfen, trotz aller Gefahr, die sie umringt, scheinen sie doch ein heiteres Völkchen zu sein. Das beweist die unendliche Anzahl von Gesängen, die sie haben. Es scheint dabei aber ein grosser Unterschied zu bestehen. Es gibt Gesänge, die sich durch Tradition vererben, und solche, die improvisiert und jedem Individuum eigentümlich sind. Die Beschwörungsformeln durch Gesang scheinen festzustehen, auch einige andere, die sich auf irgend welche regelmässige Beschäftigungen beziehen. Das Kind sang z. B. beim Feueranmachen in der ersten Zeit stets denselben monotonen Gesang, von dem ich nur soviel verstand, dass das Feuer brennen solle. Ein entsprechender Gesang handelt vom Wasserholen der Weiber. Beinahe bei jeder gesellschaftlichen Betätigung erklang als geistiges Echo der Gesang, genau so wie der Wald rauscht, ohne es zu wissen, wenn der Wind über ihn streicht. Diese Gesänge schienen mir häufig genug onomatopoetisch, um mich so auszudrücken. Sind ja auch die Namen für Wind, Donner, Blitz augenscheinlich onomatopoetisch. Daneben laufen aber Gesänge, die ausschliesslich der eine oder der andere hat. „Diesen Gesang sang mein Vater, diesen meine Mutter!“ Ganz besonders der älteste Bruder scheint poetisch veranlagt gewesen zu sein, derselbe, der ihr den Kosenamen Desi zu geben pflegte, und dem sie dauernd ein tiefes, zu Herzen gehendes Andenken bewahrt.

Ich kann mich auch der Meinung nicht entschlagen, dass die Leute eine Art Schrift besitzen. Ich besitze Proben von Niederschriften, die das Mädchen im Geheimen geschrieben. Die Gleichmässigkeit der einzelnen Zeichen lässt den Verdacht aufkommen, dass es nicht allein erste Schreibeversuche sind, um so mehr als sie gleich mit Tinte und Feder geschrieben sind, während sie heute ihre deutschen und lateinischen Worte noch ohne Ausnahme mit dem Griffel auf der Schiefertafel schreibt und auch kein Verlangen zeigt, sich dabei der Feder zu bedienen. Vor zwei Jahren habe ich auf einem Stück Schiefersandstein, das vielleicht nach den vier

Kantenrichtungen je 4 cm mass, auf einer Seite ähnliche Schriftzeichen gesehen. Das interessante Stück war ohne jeden Zweifel von den Indianern durch Einritzung beschrieben. Leider konnte ich es nicht erhalten, ja nicht einmal kopieren, es ging geschenkweise in den Besitz eines vagabundierenden Abenteurers über. In Quarzstücke geritzte Zeichen, meistens kleine Stücke, sind hier nicht allzuselten gefunden; aber diese stammen alle miteinander aus undenkbarer Zeit her.

Ich bin hier mit meinem Berichte vorläufig zu Ende. Er ist bruchstückweise geschrieben, weil ich als Arzt nur hier und da die nötige Musse finde, um am Schreibtische ein wenig ruhig sitzen zu können. Infolgedessen ist er nicht systematisch geordnet und lückenhaft. Aber ich glaube doch, dass ich irgend etwas Brauchbares geliefert habe, und hoffe in der Lage zu sein, bald Ergänzungen liefern zu können. Ich kenne als alter Arzt keine interessantere Arbeit, als ein solches Wesen Schritt für Schritt zu studieren, und in das Meer des grossen menschlichen Treibens einen Tropfen liefern zu können, der in Ebbe und Flut mitstaut und mitebbt.

Sei es mir schliesslich gestattet, hier meine schwache Stimme erheben zu dürfen zum Besten der allgemeinen Kultur und zum Besten dieser Ärmsten, die der Menschheit so sehr nützlich sein könnten, und die, wenn das so weiter geht, der Vernichtung und einer rohen, gemeinen, grausamen geweiht sind. Ich bin überzeugt, dass die neue Gesellschaft eines Tages die Metzeleien bedauern wird, bedauern im moralischen Sinne und im Hinblick auf die praktische Seite. Gewisse Gegenden der Erde sind der Kultur nur zugänglich durch die Mitarbeit dieser leider beinahe ganz vernichteten Eingeborenen. Wenn man das in der Nähe ansieht, wird man sentimental.

A i b o t o c u d i.[1])

Autentici selvaggi, oh botocudi
Che andate errando nei vicini monti,
Quanti potremmo far, strani confronti
Frai noi, vestiti, e voi, selvaggi nudi!

Sfruttati e sfruttatori, iloti e arconti,
Trafficanti di donne a suon di scudi,

1) Zum 50jährigen Jubiläum der Kolonie Blumenau, S. 25.

Di Mercurio e di Marte sacri i ludi,
Questa la civiltà, in fin dei conti.

Qual la vostra non so. Ma fin che un giorno
Giustizia e Libertá non sian palesi,
Oh botocudi, non andate attorno

Per questi civilisissimi paesi,
Dove la Veritá non vale un corno,
E dove impera sol la catechesi.

Was tut man für die Leute, und was tat man? Was man getan hat, habe ich in schlichten und wahren Worten geschildert. Man schlachtete sie und schonte sogar das Pulver, das blanke Messer genügte. Was tut man? Nichts! Im besten Falle lässt man die ganze Frage laufen, ohne sich um sie praktisch zu kümmern. Man freut sich höchstens in unschädlicher Kulturfreude, dass die Leute durch die anwachsende Einwanderung immer mehr zurückgedrückt und eingeengt werden. Ihre Jagdgründe werden immer enger. Vor dieser Frage schweigt alles. Die Justiz, die sonst den kleinsten Verbrecher, der um eines Pfennigs Wert gegen den Kriminalkodex gefrevelt, nach allen Regeln der Kunst verhört, verteidigt, verurteilt und bestraft, hängt eine noch dichtere Binde über die Augen der Themis, als sie schon hat, angesichts der Tatsache, dass Privatleute Mörder dingen können, die schlafende Säuglinge und Frauen in Stücke schneiden. Die Religion schweigt. Respekt vor den viel gelästerten Jesuiten, die in Paraguay Grosses geleistet haben! Bis jetzt haben sie in Südamerika noch keine ebenbürtigen Nachfolger. Ein trostloses Bild!

Vor wenigen Wochen erschien in Rio vor dem Präsidenten der Republik eine Deputation von Indianern aus São Paulo die mit Hilfe eines Dolmetschers sich darüber beklagten, dass man ihnen die paar Fetzen Land, die sie bebauten, einfach weggenommen.

In Paraná gibt es sogenannte kultivierte Indianer, von deren Habitus man sich aus der Photographie in der Anlage (Tafel II, Abb. 2) überzeugen kann. Das Gespött des modernen Kulturmenschen, der sie durch Schnaps verdirbt, ihre Frauen und Töchter für die kleinste Scheidemünze kauft, und dann ohne Widerspruch behauptet, man sähe doch klar, aus diesen Leuten wäre nichts zu machen. Der reine circulus viciosus.

Man gebe diesen Menschen endlich innerhalb ihres eigenen Landes ihre Heimstätten, ihre Reservationen, lasse sie dort ihrem Leben nachgehen und allmählich mit der Zivilisation in Berührung kommen. Menschenfreundlichkeit gehört dazu und Menschenfreunde, an denen es nicht fehlen wird.

„Qual é o meio de catechisar convenientemente o indio?

É ensinar em cada tribu alguns meninos a lêr e a escrever, conservando-lhes o conhecimento da lingua materna, e sobre tudo: não aldear e nem pretender governar a tribu selvagem.

Deixemo-los com sues costumes, sua alimentação, seu modo de vida. A mudança mais rapida é aquella que só póde ser operado com o tempo, e no decurso de mais de uma geração, pela substituição gradual das idéas e necessidades, que elles possuem no estado barbaro, em comparação com as que hão de ter desde que civilisem. Limitemo-nos a ensinar-lhes que não devem matar aos de outras tribus. É a unica cousa em que elles divergem essentialmente de nós.

Quanto ao mais, seus costumes, suas idéas moraes, sua familia, seu genero de trabalho para alimentar-se, são muito preferiveis, no estado de barbaria em que elles se acham, aos nossos costumes que elles repellem emquanto podem, e aos quaes se não sujetam senão quando, enfraquecidos por continuas guerras, se vêm entregar a nós para evitar a morte e a destruição.

Cada tribu que nós aldeamos é uma tribu que degradamos; é a que por fim destruimos, com as melhoers intenções, e gastando o nosso dinheiro.

Porque razão sustental-os ou abrigal-os a fazer roça a pretexto de que que só assim perdem as habitos da vida nomade, quando elles se sustentam perfeitamente bem, sem ter taes roças?

Não entrará pelos olhos á dentro de todo homem de bom senso que: reducir á vida sedentaria homens que não tem as artes necessarias para substituir n'ella, ou equivale a destruil-os á custa de fome e privações ou equivale a fazer pesar sobre nós o encargo de sustental-os?

Mas, dir-se-ha, os indios aldêados aprenderão logo a cultivar a terra, e poderão viver á sua custa e felizes.

Se a natureza moral de um povo fosse, como uma tira de papel, onde se escreve quanto nos vem á cabeça, então seria tão facil mudar-lhes os costumes como é facil escrever.

Feliz ou infelizmente não é assim. Esses costumes rudes são

mais tenazes do que os de um povo civilisado; entrelaçam se com seus sentimentos, suas necessidades, é até com suas crenças e superstições religiosas. O mais rudimental conhecimento da natureza faz ver, que é impossivel alterar essas cousas sem o decurso de algumas gerações, e por outro meio que não seja a educação do menino, especial e dirigida para esse fim, e com vistas de reduzil-o a interprete que sirva de laço entre o indio e o christão.

Aldear o indio em um ponto, e obrigal-o a cultivar a terra para obter um sustento de que não necessita; é um peccado contra o senso commum, e d'esseo que bradam aos céos . . . .

Não fôra muito mais util, e ao mesmo tempo muito mais christão, aprender a sua lingua, para poder ensinar-lhes a nossa, e não aldêal-os?

Toda tentativa para civilar indios, que não se assente sobre a base de fazer com que elles comprehendam as vantagens de nossa civilisação, o que se pode conseguir gradualmente, e o ponto de partida é o ensino da lingua, tudo que não fôr isto, como disse e e não me pejo de repetil-o, é um attentado contra o senso commum.

Mas como ensinar-lhes a lingua?

Pela mesma forma por que o fizeram os jesuitas, isto é: começando por aprender a lingua d'elles, e creando meninos a quem obrigam á fallar o tupi para se não esquecerem. Estes meninos quandos chegavam a ser homens, eram escolas vivas, porque, possuindo igualmente as duas linguas, eram o élo indispensavel para approximar as duas raças."[1])

Ich kenne nichts Praktischeres und Geistvolleres, als das, was der Autor über die Indianerfrage geschrieben hat. Leider hat der Mann, dank den Verhältnissen, wenig Erfolg gehabt. Das Reich ist gross und der Zar fern. Er redet bei dem Erlernen der Sprache der Indianer nur von dem leicht erreichbaren Tupi und dem Nhengatu. Es gibt aber eine Fülle von Indianersprachen, und eine Menge von Stämmen, die diese Volapük und Esperanto nicht verstehen und Sprachen sprechen, die absolut unbekannt sind. Ich habe es, bis ich es hier selbst gesehen habe, nicht für möglich gehalten, dass hier nahe an der kultivierten Küste eine Sprache existieren könne, die noch niemand kennt.[2])

---

1) Couto Magelhães, l. c. appendice pag. 189 seq.

2) Hierin irrt sich der Verfasser. Die Sprache der Bugres ist das sogenannte Kaingang, das auch im Staate Paraná und den benachbarten

Und die Behandlung der Eingeborenen erfordert eine grosse Feinfühligkeit und pädagogischen Instinkt. In jedem Hause lässt sich ihre Erziehung nicht machen. Die schlimmsten Folgen sieht man bei der internen Erziehung in geschlossenen religiösen Instituten. Leiblich und geistig. Leiblich — die Kinder sterben in kurzer Zeit, die Erwachsenen werden schlaff, elend, anämisch, geistig entarten sie, werden Duckmäuser und verlieren alle natürlichen Fähigkeiten und Anlagen. Der kleine praktische Versuch, der hier seit drei Jahren gemacht worden ist, die Kinder in Privathäusern unterzubringen, ist über Erwarten gut ausgefallen. Nur einen Fall weiss ich, dass ein Kind von einem ungebildeten Patron, der von der Ausbeutung eines solchen Armen von Anfang an träumte, in schwer krankem Zustande arg misshandelt wurde. Das Kind wurde eingestandenermassen noch obstinater und starb bald, verlassen und elend, nicht ohne im letzten Augenblicke noch mit der Nottaufe auf einen Heiligen versorgt worden zu sein. In allen übrigen Fällen haben sich Privatleute der allerverschiedensten Meinungen und religiösen Konfessionen in gleicher liebevoller Weise der Waisen angenommen, und — eine wohltätige Reaktion auf die grässlichen vorhergegangenen Morde — alle miteinander sind des Lobes voll, sowohl über die Anhänglichkeit und Gutmütigkeit der Kinder, als auch über die vortreffliche Intelligenz, ausserordentliche Auffassungsgabe und den masslosen Eifer, etwas zu lernen. In allen Unterrichtsanstalten, in denen man sie versah, zählen sie zu den allerbesten Schülern.

Wer von den Erziehern sich dazu verleiten lässt, schon in der ersten Zeit alles das zu fordern und zu heischen, was man von dem eigenen Kinde verlangen kann, wird zu keinem Ziele kommen. Ausserordentlich empfindlich sind sie gegen jede körperliche Züchtigung. Die Augen füllen sich mit wehmütigen Tränen, und dahinter sieht man etwas von Hass, der sich allerdings nur in passivem Widerstande äussert. Man lasse sie ruhig gehen und gehe ihnen mit freundlichen Worten und mit dem eigenen Beispiele voran, und man wird überrascht sein, wie schnell sie die Arbeit, die man ihnen übertrug und die sie obstinat ablehnten, dann ins-

---

Provinzen gesprochen wird, und von dem schon verschiedene Vokabulare aufgezeichnet worden sind. Vgl. die Vorbemerkungen zu dem von dem Verfasser eingesandten Vokabular, das in dem laufenden Jahrgange der „Zeitschrift für Ethnologie“ abgedruckt ist.

Anmerkung des Herausgebers.

geheim in aller Akkuratesse tun. Sie haben einen ganz überraschenden Instinkt, sofort zu erkennen, welche Person ihnen wohl will, und welche nicht. Sie verbergen ihre Meinung, lassen diese aber bald sehr diplomatisch fühlen. Sind sie erst vertrauter geworden, so erörtern sie ihre Erfahrung, ihre Auffassung und ihr kongruentes Verhalten in sehr beachtenswerter Weise, die reinen kleinen schlauen Advokaten. Wer ihnen wohl will, an dem hängen sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Sind sie überzeugt, dass jemand ihnen nicht gut gesinnt ist, so kann sie der durch keinerlei Schmeichelei, durch keine Geschenke umstimmen. Und ich muss sagen, dass sie in der Beurteilung der Charaktere gute Menschenkenner sind. Wenn die Kleine uns ihre kindliche Meinung über den Charakter eines ihr bekannt gewordenen Menschen entwickelte, jede seiner Gesten, jeden Tonfall der Rede, jedes Minenspiel analysierte, um zum Schlusse zu kommen, so mussten wir stets zugeben, dass sie den Betreffenden genau so beurteilen konnte, wie wir es schon aus langer Erfahrung wussten. Diese Beobachtung geschah anfangs so, dass niemand ahnen konnte, dass sie überhaupt beobachtete. Sie hatte sozusagen auch im Hinterkopfe Augen.

In sehr schlechtem Andenken stehen bei ihr die Klosterschwestern, bei denen sie die ersten Tage verbrachte, und am meisten ärgerte es sie, dass sie selber nur ein wenig Reis im Wasser, einmal die Pfote eines Huhnes, sonst nur ein wenig Rindfleisch zur Nahrung erhielt, während die Damen andere gute Sachen speisten, dann, dass man sie zum Singen und Beten angehalten habe, ohne dass sie irgend etwas davon verstanden habe. Sie habe sich aber dafür gerächt, indem sie beim Putzen des Essgeschirrs mit Absicht einen Teller habe fallen lassen, um ihn zu zerbrechen. Eine kleine weisse Pensionärin habe dann aber in gutmütiger Weise die Stücken unter einen Schrank geschoben, um sie von der drohenden Strafe zu befreien. Noch heute erzählt sie diesen Streich zu ihrer grössten Schadenfreude.

Ich bin hier am Ende. Ich kann als Mensch und Freund der fortschreitenden Kultur nur tief bedauern, dass die ganze Kulturmenschheit keine anderen Mittel weiss, diese anders als wir gefärbten Mitmenschen auf den Weg zu weisen, auf dem wir alle wandern wollen und sollen, als bis jetzt üblich gewesen ist. Mein Herz empört sich, dass es möglich ist, unter dem Applause der grossen gedankenlosen Menge und der stillschweigenden Billigung der Behörden

Leute zu morden. Ich bedauere den Verlust der grossen Geistesschätze, die in diesen Leuten schlummern, und die so leicht geweckt werden können, den Verlust, den die Wissenschaft und die Kultur bei dieser sinnlosen Niedermetzelei erlitten, und bin herzlich darüber froh, dass es mir am Ende meines Lebens noch gestattet ist, eines dieser Naturkinder beobachten und erziehen zu können, eine dankbare Aufgabe, bei der ich in kurzer Zeit mehr gelernt habe, als in langjährigem wissenschaftlichem Studium.

Der Mensch ist das Höchste, was die Natur geschaffen hat, und wer sich an ihm versündigt, begeht eine Sünde gegen den heiligen Geist der Menschheit.

Pfingstwoche 1908.



Abb. 1. Der Indianerjäger Martins und erbeutete Waffen.



Abb. 2. Der von dem Indianer Jukongbágma Nanbláma erschossene Indianerjäger João Bento.

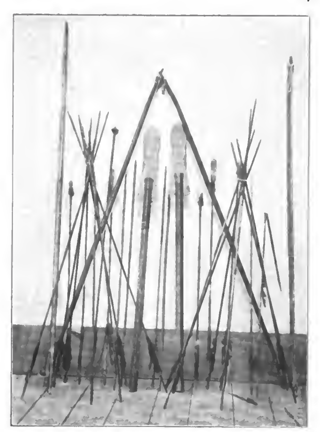


Abb. 1. Waffen der Bugres, bei den Überfällen erbeutet. (Man sieht die aus breiten und schmalen Sägeblättern hergestellten Spiesse.)



Abb. 2. Im Staate Paraná „kultivierte" Indianer.





Abb. 1. Die gefangenen Indianer und einige der Indianerjäger. Der Mann zur Rechten, der den Arm in der Binde trägt, hat die Verwundung von einem seiner Spiessgesellen im Kampfe um die Beute erhalten.



Abb. 2. Martins bedroht die Gefangenen, um sie zu zwingen, sich photographieren zu lassen.



Abb. 1. Die zuletzt Gefangenen. Das zweite Mädchen und die Frau tragen noch das Hüfttuch, die Knaben den Lippenpflock.

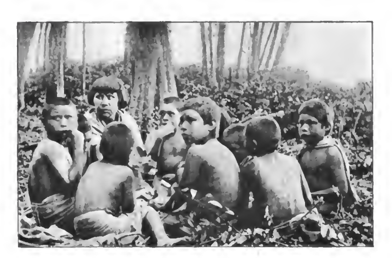


Abb. 2. Buger-Kinder beim Essen.



Dr. Hugo Gensch und seine Familie. Die Erste zu seiner Linken ist sein Pflegekind, die Indianerin Korikra.

